L.g.o. 480/20

Gotth. Ephr. Lessings sämmtliche Werke.

Literatur und Theologie.

Fünfter Theil.

Rettungen.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1824.

Inhalt.

	Seite
Rettung des Lemnius, in acht Briefen .	3
Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit	38
Rettung des Hieronimus Cardanus . .	60
Rettung des Inepti Religiosi und seines ungenannten Verfassers . . .	96
Rettungen des Horaz	126

Lessings Rettungen.

Mit Grosh. Badisch. gnâd. Privilegio.

CARLSRUHE,

im Bureau der deutschen Classiker.

1824.

Vorbericht.

Dieser Theil enthält Rettungen, die mein Bruder weder Berufs noch Beförderungs wegen schrieb. Und was für welche? Theologischen Inhalts alle, bis auf die Rettungen des Horaz.

„Und Wen glaubt man wohl, daß ich gerettet habe? fragt er selbst in der Vorrede zum dritten Theile der ersten Auflage dieser Schriften. Lauter verstorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen Wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesicht dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weiß ich nicht, was unbesonnen seyn soll?"

Dient dieses Geständniß seinen Freunden zum Beweise seiner unbegrenzten Aufrich-

tigkeit und Wahrheitsliebe, so finden seine Feinde schon Gründe, diese Rettungen zum Beweise seiner wenigen Ehrerbietung gegen verdiente Männer, seiner Geringschätzigkeit gegen das Lutherthum, seines Widerspruchsgeists und Gott weiß, was für Untugenden mehr, zu machen. Daß es geschehen ist, liegt am Tage, und daß jetzt viele von ihm noch so denken mögen, mag so gewiß seyn, als ich fest überzeugt bin, daß sein Herz dabey von allen bösen Absichten frey war.

Ich bitte auch sehr, zu bedenken, daß vor dreyßig Jahren, als diese Rettungen erschienen, vieles wichtig, neu und gar paradox unter dem lesenden Publikum war, was jetzt für allgemein ausgemacht angenommen wird.

Styl, Einkleidung, deutliche Darstellung, und seine Belesenheit, die von seiner Urtheilskraft nie verlassen ist, werden sie stets schätzbar machen, wenn die Sachen auch selbst keinen Reiz mehr für den Leser haben sollten. Was kümmert den Kunstliebhaber der Block, aus dem ein Künstler eine herrliche Bildsäule gehauen? Marmor oder Stein!

Will man sich von der Vorzüglichkeit der Rettungen recht überzeugen, so lese man nur die Widerlegungen, die zu damaliger Zeit so wohl besonders, als in den kritischen Zeitschriften gegen ihn erschienen. Fast alle ärgern sich an seinem lebhaften Witz und seiner Leichtigkeit, den unbedeutendsten Dingen ein gewisses Interesse zu geben. Aus menschlicher und christlicher Barmherzigkeit wünschen sie ihm etwas von ihrer Schwerfälligkeit und gelehrten Manier, die bekanntesten und trivialesten Dinge sich und ihren Lesern mit so trockner Verworrenheit vorstellig zu machen, als ihre Gelehrsamkeit unverdaut ist. Sie wähnen immer, ihn wie Riesen einen Zwerg zu übersehen; mir scheint es aber, als wenn Zwerge gegen einen Riesen zu Felde zögen, und wo sie am wenigsten wissen, sich auf ihrem eignen Leib ein Triumphliedchen sängen. Mir scheint es, sag ich; denn ich beneide keinen, dem es anders scheint.

Die erste, die Rettung des Lemnius, steht in der alten Ausgabe im zweyten Theile unter den Briefen, und schlägt mit der zwey=

ten der Rettung des Cochläus in die lutherische Reformationsgeschichte.

Sehr jung muß mein Bruder gewahr geworden seyn, daß Religionslehrer und Geschichtschreiber, so kultivirt sie auch sonst sind, wie die rohesten Menschenkinder an ihrem Mann alles vortrefflich, und an ihrem Gegner alles abscheulich finden. Teufel und Engel, vornehmlich von der moralischen Seite, wie Mittelding, wie wir Menschen doch fast alle sind, nur nach Umständen, die selten von uns abhängen, bald mehr bald weniger von Folgen.

Freylich scheint diese Partheilichkeit sehr natürlich zu seyn, wenn man bedenkt, wie man von den ersten Jahren der Kindheit an, nicht sowohl in Worten, als in der That zur Geringschätzigkeit aller andern Religionspartheyen, woraus natürlich Verachtung entstehen muß, so sehr man auf der andern Seite sie zu verhindern scheinen will, und zu einer gar zu blinden Verehrung alles dessen, was die unsrige angenommen, gehalten, oder vielmehr gezwungen wird. Unser Katechismus lehret zwar, daß Juden, Hei-

den und Türken unsre Nächsten sind; aber insinuirt er nicht zugleich, daß ihre Moral, so vollkommen wie die unsrige, weder ist, noch seyn kann? Läßt er uns nicht alle Tage dem Himmel danken, daß wir in der Christenheit geboren und getauft sind?

Kann wohl bey Einpfropfung solcher Maximen der gesunde Menschenverstand gedeihen? und wenn denn ja ein guter Kopf aus diesem Labyrint sich arbeitet, ist es sehr zu verwundern, wenn ihn seine Nebenmenschen, die das nicht vermögen, eben so behandeln, als die Hinkenden den, welcher allein recht gehen konnte?

Und gehört nicht eine gewisse Größe der Seele dazu, wenn man dem ungeachtet nicht mit Hinken lernt?

Ich erinnere mich gar wohl, was diese Schriften bey ihrer ersten Bekanntwerdung unter den Geistlichen unserer Vaterstadt und der umliegenden Gegend für sonderbare Urtheile veranlaßten. Wenn der gute ehrliche Schlag von Freunden für ihn ein andächtiges Vater Unser betete, so gab es wiede-

rum christliche Eiferer, die aus Liebe und Mitleid, den frechen, von seiner Väter Glauben abweichenden Sohn der strengsten Kirchenzucht übergeben hätten. Da sie aber vollends hörten, daß sein Freund und Landsmann, der Freygeist Mylius, ihn nach Berlin gezogen, so kreuzigten und segneten sie sich, und wünschten, solches Herzeleid an ihren Kindern nicht zu erleben.

Daß ich die Sache nicht übertreibe, wird mir jeder zugestehen, der in dieser Lage sich selbst befunden, der aber in einer glücklichern gewesen, lese nur: Vertheidigung des seligen Luther und der Reformationsgeschichte wider den Verfasser der Kleinigkeiten. Herausgegeben von M. S. B. H. r. i. z. Frankfurth und Leipzig 1756.

Verfasser der Kleinigkeiten ist mein Bruder; seine Gedichte erschienen zuallererst unter diesem Titel, und schicklicher hätte es geheißen: wider den Retter des Lemnius und Cochläus. Aber es soll ein feiner Stich seyn, daß ein Verfasser von Kleinigkeiten sich, wenn ich so sagen darf, mit Großigkei-

ten, wie die lutherische Reformationsgeschichte, zu befassen erdreistet.

Doch dieser M. S. B. H. r. i. z. rügt noch eine viel größere Kühnheit, den unverzeihlichen Stolz an meinem Bruder, daß er Seine Hochehrwürden den Herrn Friedrich Wilhelm Kraft, Doctorem Theologiæ und Seniorem zu Danzig zu widerlegen geprahlet, da er nur seinen Schwestersohn widerlegt habe. Die Sache ist merkwürdig.

Mein Bruder sagt in der Rettung des Cochläus: „Herr Doktor Kraft vertheidigte im Jahre 1749, als er sich noch in Göttingen befand, eine Streitschrift: „de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam disputante.“ Und weil er in derselben etwas zu finden glaubte, was einer Berichtigung bedürfe, so richtet er auch seine Einwendung gegen diesen Vertheidiger. Das hätte er aber nicht thun sollen, sagt Herr M. S. B. H. r. i. z. und versichert, (es sind seine eigne Worte) „sein Herr Vetter, Joh. Peter Fischer, ein naher Anverwandter und wohl gar Schwestersohn des Herrn D. Schwarz, weil

er in dessen Briefe, der besagter Disputation angehängt ist, affinis genennt würde, habe 1749 diese akademische Streitschrift verfertigt und vertheidigt. Herr D. Kraft sey nur Präses gewesen, und habe ihm das Zeugniß gegeben, daß Vetter Fischer die Zeugniße der Schriftsteller, die nothwendig angeführt werden müssen, selbst gesammelt, in Ordnung gebracht, und ihm eine Abhandlung überliefert habe, die des Drucks nicht unwürdig gewesen, doch aber bey dieser Dissertation etwas umgeschmolzen werden müssen. Aus diesen triftigen Gründen verlangt M. S. B. H. r. i. z. allenthalben, wo mein Bruder Herr D. Kraft gesagt, Herr Fischer zu lesen, weil dieser der wahre Verfasser sey. Folgt das aber wohl so ganz unbezweifelt aus dieser seiner Aussage selbst? Nicht vielmehr das Gegentheil? Mein Bruder, der sich darüber nicht einlassen wollte, weil er vielleicht die Wahrheit besser wußte, wendete sich blos an den D. Kraft, der doch allezeit mit dem Respondenten in solidum für die Sätze der Dissertation steht.

In diesem Tone ist ohngefähr die ganze Widerlegung; und wenn M. S. B. H. r. i. z.

noch gelebt hätte, als mein Bruder Herr Pastor Götzens theologischen Zorn fühlen mußte, so hätten wir jeßt ein halb Dutzend antilessingische Scharteken mehr.

Die Rettungen des Cardan, und des inepti religiosi sind ein Paar schöne Beweise, daß wer einmal einen üblen Ruf hat, auf die Schnelligkeit der unpartheischen Welt eben nicht pochen darf. Glück für ihn, wenn sich endlich ein Nachkommer findet, der recht sieht, und die Wahrheit laut sagt. Mit der Zeit sehen so mehrere, obgleich der große Haufen einmal von dem nicht abgeht, was so viele Hundert vor ihm gesagt und geglaubt haben.

Es ist sonderbar genug, daß mein Bruder an dem Cardan aus eben den Gründen, woraus er bisher für einen Atheisten erklärt worden, den partheischen Christen findet. eben so gehts mit dem Büchlein: ineptus religiosus, das man für das gotteslästerlichste, was je wider die Religion erschienen, verschrien hatte: und es ist doch weiter nichts, als eine plumpe Satyre auf die Syncrotistischen Streitigkeiten unter den Lutheranern in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Außer was in den damaligen kritischen Zeitschriften davon geurtheilt worden, habe ich weder dafür noch dagegen etwas besonders gedruckt gefunden. Ob dieses Stillschweigen ein Zeichen des Beyfalls oder des Mißfallens ist, wird der Leser sich wohl am besten beantworten können. Wer da aber sagen kann, die Sache sey es gar nicht werth, und interessire keinen Menschen, der schließt freylich von sich auf andre; aber zum Glück wird er finden, daß wenige so reel, wie er, denken.

Eine Abhandlung in diesem Theile betrifft den Charakter des Horaz, seines Freundes, seines Lehrers und seines Begleiters, wenigstens damals, als er diese Rettungen schrieb. Voll von Bewunderung seiner mannigfachen dichtrischen Gaben hörte er ihn nicht gern der Feigheit und Unzucht zeihen. Die Erfahrung lehrt zwar, daß sich dieses alles zuweilen zusammen findet, aber man glaubt es nicht gleich aufs erste Wort: man forscht genauer darnach; und findet man dann die Unrichtigkeit, so müßte man eines zu verwerflichen Charakters seyn, wenn man einen so verehrten und durchstudirten Dich-

ter nicht gegen jedermann verfechtete; desto eifriger, je interessanter und unterrichtender er ist.

Die Veranlassung dazu gab Müllers Einleitung zur Kenntniß lateinischer Schriftsteller, in deren drittem Theile mein Bruder gar diese Beschuldigung mit den harten Worten: einer stinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht nachgebetet fand. Vermuthlich hatte er auch einen Brief des Rektors zu Küstrin, Johann Friedrich Heydenhahns, an den Professor Nikolai zu Frankfurth gelesen, der Horazens Feigheit in dessen siebenden Ode des zweyten Buchs zu finden glaubte. Ich weiß zwar nicht, ob er vor oder nach Erscheinung dieser Vertheidigung herausgekommen. Rektor Heidenhahn erwähnt ihn nur in seiner Untersuchung: ob Horaz von der schimpflich genommenen Flucht aus der Schlacht bey Philippis frey zu sprechen sey, welche auf zwey Bogen in Quart 1784, bey Gelegenheit einer dasigen Schulfeyer erschienen, und Widerlegung meines Bruders seyn soll.

Er ist zwar ein sehr höflicher und sich

immer tief beugender Widerleger; aber sein abgedroschner Kunstgriff, das, was historisch bewiesen ist, philosophisch bezweifeln zu suchen, scheint einen Denker zu verrathen, verräth aber nur einen Plauderer. Man erlaube mir nur eine Stelle anzuführen; nicht in der Absicht, was man von seiner Höflichkeit, sondern von seiner Gründlichkeit zu urtheilen habe. Herr Heydenhahn sagt auf der fünften Seite seiner angeführten Untersuchung, „daß Brutus kriegerische Eigenschaften in dem Horaz müsse entdeckt haben, die den Mangel an Ahnen und Vermögen ersetzen konnten, widrigenfalls er ihn nicht gleich Anfangs zur Würde eines Tribuns würde erhoben haben, wie Herr Lessing urtheilt, ist vielleicht wahrscheinlich, aber nicht gewiß. Brutus zog nach dem Berichte des Plutarchus alle junge Römer an sich, die sich Studirenshalber in Athen aufhielten, und gab ihnen Offizierstellen unter seiner Armee. Werden diese aber wohl insgesamt einen entschiedenen Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst besessen haben? Es kann seyn, es kann aber auch nicht seyn. Non liquet. So viel ist gewiß, daß der junge Horaz herzlich wenig von der Kriegskunst

verstan-

verstanden habe, weil er im zweyten Briefe des zweyten Buchs v. 46. offenherzig gesteht, daß er damals in derselben rudis gewesen sey. *) Wie kann man es auch von einem jungen Studenten anders vermuthen?"

---

*) Wenn es aus weiter nichts gewiß ist, als aus den Versen:

> Dura sed amovere loco me tempora grato,
> Civilisque rudem belli tulit aestus in arma
> Caesaris Augusti non responsura lacertis.

daß Horaz von der Kriegskunst nichts verstanden haben soll; so ist es nur ein Beweiß, daß Herr Heidenhahn unschicklich konstruirt hat, nämlich civilis aestus me rudem belli in arma tulit; da es doch natürlich heißt aestus civilis belli me rudem in arma tulit. Nun kann man roh und unerfahren in der Kriegskunst seyn, und doch große Anlage, auch große theoretische Kenntniß darin besitzen. Wer eigner Vollkommenheiten sich bewußt ist, malt seine Unvollkommenheit nicht so ängstlich; macht einen stärkern Pinselstrich, als nöthig; und kann man nicht auch rudis in andern Dingen seyn, und doch ein guter Soldat? Ich dächte, dergleichen Beyspiele fänden sich auch in unsern Tagen. Rudis bleibt ja hier unbestimmt, ob in der Kriegskunst oder andern Wissenschaften. Herr Wieland übersetzt es auch —

Und nun höre man Herrn Wieland, in seiner Einleitung zum ersten Briefe des zweyten Buchs:

„Man weiß nicht, wie Horaz als ein junger Mensch ohne Geburt und Vermögen, der sich Studirenswegen zu Athen aufhielt, und noch keine Proben von militärischen Fähigkeiten gegeben hatte, zu der Ehre kam, unter einem so großen Feldherrn, wie Brutus, Obrister einer Legion zu werden. Lessing schloß aber blos daraus, weil es geschah, sehr richtig, daß Brutus persönliche Eigenschaften an ihm müsse gesehen haben, die ihn eines solchen Postens würdig gemacht; und ich glaube, mit Shaftes-

---

Aber harte Zeiten drängten mich von dem angenehmen Ort zu früh hinweg: die Flut des Bürgerkrieges riß den rohen Neuling mit sich fort in Waffen, die Cäsar Augusts stärkern Armen nicht gewachsen waren.

Vielleicht hat auch Horaz dieses rudis hier nur angebracht, um auf eine feine Art entschuldigt zu seyn, warum er die Waffen wider den August ergriffen.

bury nicht zu irren, wenn ich den Zug in dem kleinern Gedichte an sein Buch

me primis Verbis Belli placuisse domique

für eine Ahndung ansehe, daß er dem Brutus vorzüglich werth gewesen, und eines nähern Zutritts und vertrauten Umgangs von diesem großen Manne gewürdiget worden. Allem Ansehen nach war es nicht nur die Schönheit und feine Cultur seines Geistes, die ihn für Personen von ähnlicher Art zum angenehmsten Gesellschafter machte; sondern vornehmlich seine edle Art zu denken, sein Haß gegen die Tyranney und Eifer für die gute Sache der Republik, was ihm eine so ansehnliche, und, ohne dies, ganz unbegreifliche Unterscheidung vor tausend andern seines Alters und Standes bey den Häuptern der republikanischen Partey verdiente. Denn es fehlte ihnen damals an nichts weniger, als an jungen Männern von Familie und Vermögen, und es war gewiß nicht die Noth, die den Brutus zwang, bis zum Sohn eines Freygelassenen und Zollbedienten von Venusium herab zu steigen, um seine Legionen mit Befehlshabern zu versehen."

Er mag mir es vergeben, daß ich ihn neben Herrn Heidenhahn gebracht. Die possierlichen ernsten Gegenfüßler aller gründlichen Untersuchung, die, wenn sie auch nichts Wesentliches dagegen wissen, doch immer ein non liquet für ihren eigenen Verstand, und zu ihrem eigenen Nachruhme, das letzte Wort haben, werden endlich von Männern von ausgemachten Verdiensten unabsichtlich und stillschweigend widerlegt, so wie man das Unzweckmäßige und Ungereimte einer Hütte durch Hinbauung eines meisterhaften Gebäudes am besten entdeckt.

K. G. Lessing.

Rettung

Rettung
des
Lemnius
in
acht Briefen.

Erster Brief.

An den Herrn P.

Schon seit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihren Aufsatz von den unglücklichen Dichtern wieder zurück schicken können, weil ich ihn gleich in den ersten Abenden durchgelesen hatte. Allein ich glaubte diese Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug lassen; wenigstens nicht freundschaftlich genug. Denn nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig der muß sehr viel müßige Stunden haben, daß er sich sogleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel gelesen haben; über alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung sowohl als die andre war mir ungelegen; mir, der ich so gerne immer beschäftigt scheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerksamer bin, als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde also ganz gewiß Ihr Werk wenigstens noch acht Tage auf meinem Tische haben rasten lassen; doch Sie fordern es selbst zurück, und hier ist es. Nun? Aber

ohne Beurtheilung, werden Sie sagen? Als wenn Sie es nicht schon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit so etwas zufrieden seyn, das aufs höchste einer Meynung ähnlich sieht, so bin ich zu Ihren Diensten. Sie zeigen eine sehr weitläuftige Belesenheit, die ich sehr hoch schätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekostet hat, sie zu zeigen. Gott weiß, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragische Scenen ziehen Sie Ihren Lesern auf! Hier sitzt einer in einer ewigen Finsterniß, und sieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebet; dort schmachtet einer auf einem Lager, das er seit Jahren nicht verlassen. Jener stirbt fern von seinem Vaterlande, und seinen Freunden unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwiesen; dieser in seiner Vaterstadt, mitten unter den Bewundrern seiner Muse, im Hospitale. Dort sehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch, ihr Musen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderspiel ist, mit einem Teufel vom Weibe verheyrathet. Die moralischen Züge, welche Sie mit unterstreuen, sind gut; ich hätte aber gewünscht, daß sie häufiger wären, daß sie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flößen, und in einem minder schulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klassen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche so zu reden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil sie unglücklich würden gewesen seyn, wenn sie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre

übeln Eigenschaften unglücklich gemacht, und auch diese sind nicht als unglückliche Dichter, sondern als Bösewichter, oder wenigstens als Thoren anzusehen. Die einzigen, die diesen Namen verdienen, sind diejenigen, welche eine unschuldige Ausübung der Dichtkunst, oder eine allzueifrige Beschäftigung mit derselben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeschickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in diesem Verstande ist ihre Anzahl sehr klein. Ja sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen, und nicht in einer ungewissen Ferne, durch das Vergrößerungsglas ihrer eignen, mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther so bitter, so ausschweifend, so verzweifelnd über ihre, in Vergleichung andrer, noch sehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und sie, die Armuth, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter, und nicht vielmehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben so viel will ich Ihnen arme Weltweise, arme Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus diesem Gesichtspunkte also, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen rathen soll, Ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weiß nicht was für einen gewissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisiren. —

— — Sind Sie meiner Erinnerungen bald satt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichnisse einen Mann ausgelassen haben, der

vor zwanzig andern eine Stelle darinn verdienet; den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl?

Zweyter Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beywort, an dessen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hätte, legen Sie mir in allem Ernste zur Last? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heißen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder weil sie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere, und muß also den armen Lemnius doppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Luther verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Luther und verfolgen, scheinen Ihnen zwey Begriffe zu seyn, die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen alles erzählen; und alsdann urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um alles was heilig ist bitten, mich nicht

für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Luther steht bey mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind so gar für mich lehrreicher, als alle diese zusammen genommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen. *) — —

---

*) So muß der sprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heucheley lobt.

Aus dieser letztern Quelle sind, leider ein großer Theil der uneingeschränkten Lobsprüche geflossen, die Luther von unsern Theologen beygelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzen, losem Geitze und Ehrgeitze man es nur allzuwohl anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens, nichts weniger als mit Luther zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt, und den geistlichen Stand dem weltlichen Preis gegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sklave gewesen? Anm. d. Verf.

Zur Sache also! Lemnius, oder wie er auf Deutsch heißt, Lemichen, lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinn verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, welches damals noch etwas seltenes war. Sein munterer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchton, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegersohn des Melanchthon, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwey gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden, und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es dem Lemnius ein, zwey Bücher lateinischer Sinnschriften drucken zu lassen. Er ließ sie also unter seinem Namen drucken; er ließ sie in Wittenberg drucken, und brachte sie vorher, wie ich es höchst wahrscheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Diese drey Umstände, mein Herr, erwägen Sie wohl; sie beweisen schon so viel, daß Lemnius ein gut Gewissen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts anstößiges darinn, wie es Sabinus dem Drucker versicherte. Nunmehr wurden sie bekannt gemacht; aber kaum waren sie einige Tage in den Händen der Leser gewesen, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie, und ihren Verfasser erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verbo-

rum licentiam darinn? Diese wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, weil sie der Meister in dieser Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß sie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unschuldigen Nächsten zu brandmahlen? Oder fand er gar seine eigene Person darinn beleidigt? Nein; alles das, weßwegen Sinnschriften mißfallen können, mißfiel Luther nicht, weil es nicht darinn anzutreffen war; sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das Anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Churfürst von Maynz Albrecht einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich erzeigen, als mit seinen Versen? Er machte also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen, und als einen guten Regenten. Er nahm sich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkosten zu thun, welcher an dem Albrecht einen Gegner hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte sich, seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, ob gleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleyen, an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luther; und einen katholischen Prinzen, in Wittenberg, vor seinem Angesichte zu loben, schien ihm ein unvergebliches Verbrechen. *) Ich

*) Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Pabstthums gänzlich zu entsagen.

dichte diesem großen Manne hierdurch nichts an:, und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6ten Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden; Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beyzubehalten scheinet. Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten, und brachte es in der ersten Hitze sogleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Kreatur ist; und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrack desto heftiger, je unvermutheter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm Angst, und prophezeyten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Muth einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet; seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man

---

Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behäglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Pabstthum. Anmerk. d. Verf.

rieth ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachtheilig seyn werde. Er floh; er ward citirt; er erschien nicht; *) er ward verdammet; er ward erbittert; er fing an seine Verdammung zu verdienen, und that was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte sich, so bald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte; er schmähte; er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen?

---

*) Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu vertheidigen, antworten können:

Ε'υηθες, τον εχοντα δικην ζητειν
ἀποφυγειν, ενον φυγειν.

Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (τη πατριδι) nicht zutraue, daß es gerecht seyn werde, antwortete er: auch meinem Mutterlande nicht (τη μητριδι.) Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weißes greifen.

Zu der Nachricht, daß ihn seine Landesleute zu Tode verurtheilt, sprach er: wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben. Er ging zu den Lacedemoniern und erregte den Atheniensern den dekelikischen Krieg. Aelian. XIII. c. 38.

Dritter Brief.

An ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Punkte antworten. Wohl! der erste ist dieser: Sie behaupten die Lobeserhebungen des Albrechts wären nicht das einzige gewesen, was Luther wider den Lemnius aufgebracht; sondern verschiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beygetragen. Sie berufen sich dieserwegen auf des Matthesius und Luthers eignes Zeugniß. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn sie diese Anzüglichkeiten in den ersten zwey Büchern, von welchen allein jetzo die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allergemeinsten Laster und Thorheiten; er braucht niemals andre als poetische Namen; und das Beissende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrath davon gewünscht hätte: gesetzt auch, daß das Bischen Ehre dieses oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit freygebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier sind sie ja, rufen Sie, die gottlosen Sinnschriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten. Hat sie nicht Schellhorn angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen ha=

ben? — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man dem Lemnius machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: absit a jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat. — — Und daß sie bey dem Geyer wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeisse keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen; und zwar bey dem Midas. Der Rang geht nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefähr dieses: Midas, spricht er, wann schon dein Haus auf Marmorsäulen ruhte; wann du in deinen Kasten gleich venetianische Schätze verschlossen hättest; so bist du doch ungelehrt, und nichts besser als ein Bauer. Denn was du bist, kann der geringste aus dem Pöbel seyn. Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeynt haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war; oder wohl gar, wenn es dergleicheu schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinem Hofebauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? Was Graf? Hier ist ein ganz anderer gemeynt. Der Dichter ist ein Majestätsschänder, und er meynt niemand geringern, als den Churfürsten von Sach-

sen. — — Wen? den großmüthigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich, oder nicht; kurz es ist klar; lesen Sie doch nur das Original:

In Midam

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Churfürst von Sachsen gemeynt ist? O, Sie sind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis:

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich, in diesem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung boshafter und zugleich ungegründeter seyn? Von allen den übrigen Sinnschriften, die man ihm zur Last legt, werde ich ein gleiches sagen müssen. Er schildert einen Traso, welcher nicht eher Muth hat, als bis er ihn aus den Gläsern in sich gegossen: und das soll der Commandant in Wittenberg seyn.

Er malet einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehn:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

Und was ist gleichwohl klärer, als daß dieses ein Frauenzimmer seyn muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne unterschied zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe; und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwey Büchern stärkere und der Wahrheit gemässere Beyspiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine; so seyn Sie gelehrig, und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwa einwenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielt haben, ob es uns gleich jetzt, wegen Entfernung der Zeit, und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten, unmerklich wäre; genug daß doch damals seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich dieses zu widerlegen nicht dabey aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satyre hernehmen könnte; sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie sich berufen. Lassen Sie uns also

die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unsers Luthers näher betrachten. Hier ist sie; „Im 38 Jar thet sich herfür ein „Poetaster, Simon Lemchen genant: „der fing an, viel guter Leut mit schendlichen und lesterlichen Versen zu schmehen, und die grossen Verfolger des „Evangelii mit seiner Poeterey zu preisen, auch unsern Doctor in seiner „Krankheit zu verhöhnen dazu ihm grosser Leut Verwandten halffen, daß solche Schmehschriften gedruckt, und „heimlich ausgestreuet wurden, wie „auch dieser Lemnius hernach eine Rifianische und greuliche Lesterschrift, „die er den Hurenkrieg nennet, dem „heiligen Ehestand und der Kirchendiener Ehe, und viel erbaren Frauen zu „Unehren lies ausgehen ꝛc." Als Prediger, bin ich hier mit dem guten Matthesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird seine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er sagt: Lemnius habe Luther in seiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den ersten zwey Büchern die geringste Spur davon? Suchen Sie so viel Sie wollen! Matthesius begeht hier ein Hysteron-proteron, welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als bis er es an ihm erholte. Das Sinngedichte, auf welches Matthesius hier zielt, stehet in dem dritten Buche, in welchem freylich sehr viel nichtswürdige Sachen stehen, die aber

durchaus

durchaus nicht zur Ursache seiner Verdammung können gemacht werden, weil er sie erst nach derselben den beyden ersten Büchern beyfügte. Es ist zwar so schmutzig und so niederträchtig, daß ich mich mehr, als die beyden ersten Zeilen, welches folgende sind:

In M. Lutherum

Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi etc.

anzuführen scheue: wann es aber auch noch schmutziger noch niederträchtiger wäre, so würde es dennoch dem Matthesius sehr übel zu nehmen seyn, daß er den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falschheiten seine Zuflucht nimmt, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er sich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die schändlichen und lästerlichen Verse auf viel gute Leute, nicht eben so erdichtet, wenigstens zu früh vorweg genommen seyn, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und sie sind es auch allerdings, weil, was ich schon mehr als einmal gesagt habe, in den ganzen beyden ersten Büchern keine Spur davon anzutreffen ist. Es bleibt also auch in diesem Zeugnisse dem Lemnius weiter nichts zur Last, als daß er, wie Matthesius sagt, die grossen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterey gepriesen hat. Aber auch das ist nicht eigentlich wahr, weil er den

Churfürsten Albrecht zwar lobt, aber stets blos als einen Beförderer der Wissenschaften und als einen Beschützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden, reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weiten, so viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf seine Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf Ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaubte ich Ihnen also genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweyten zu beantworten, allein ich will es lieber versparen und Sie argwohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwiedern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerksamkeit schwächen.

Vierter Brief.

An ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweyten Einwurf schuldig. Sie behaupten, Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlner Weise drucken lassen; ich hingegen habe gesagt, es sey höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchton vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen sich auf ein Schreiben des letztern an den Churfürsten, dessen Inhalt Seckendorf anführt; und ich bin kühn genug, eben dieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon schreibt also an den Chur-

fürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellt hatte: „Was er dabey versehen habe, sey ohne „Vorsatz geschehen; Lemnius habe ihm für seine „erwiesene Wohlthaten schlecht gedankt, und ihn „selbst an zwey Stellen sehr schimpflich durchgezo„gen. Er habe die Sinnschriften nicht eher zu se„hen bekommen, als da sie schon abgedruckt gewe„sen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privat„personen darin gefunden, habe er dem Verfasser „sogleich Stubenarrest ankündigen lassen, und sey „willens gewesen, ihn zu relegiren. Als er den „Tag darauf gar verschiedenes angetroffen, was „dem Churfürsten und Landgrafen zur Verkleine„rung gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft neh„men lassen. Lemnius aber sey ihm mit der „Flucht zuvor gekommen; man habe ihn öffentlich „vorgeladen, und ihn endlich, weil er nicht erschie„nen, mit Schimpf von der hohen Schule verbannt. „Er bitte also den Churfürsten, es ihm nicht übel „zu deuten, daß er wegen der vielen akademischen „Geschäfte, die Sinnschriften des Lemnius nicht „gleich durchgelesen, und das, was der Ehre des „Churfürsten darin nachtheilig sey, nicht gleich ge„funden habe. Man solle es ihm nicht zurechnen, „daß sein Schwiegersohn, wie man vorgebe, dem „Drucker die Sinnschriften zu drucken angerathen, „und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß sie von „ihm, dem Melanchthon, gebilliget wären."

——— Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieses nicht vollkommen, wie das Gewäsche eines Mannes, der sich gedrungen entschuldiget, und eigentlich nicht weiß, was er sagen soll? Ich

darf Ihnen den Charakter des Melanchthon nicht lang schildern; Sie kennen ihn so gut als ich. — — Ein sanftmüthiger, ehrlicher Mann, der mit sich anfangen ließ was man wollte, und den besonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünschte. Sein Feuer verhielt sich zu Luthers Feuer, wie Luthers Gelehrsamkeit zu seiner Gelehrsamkeit. Nach seiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frey bekannt haben, daß er in den Sinnschriften des Lemnius nichts anstößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darin finden sollte. Er hatte von der Einsicht seines Freundes so hohe Begriffe, daß, so oft sein Verstand mit Luthers Verstande in Collision gerieth, er den seinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger, als seine eigne. Sie sehen es hier. Er ließ sich nicht allein Schmähungen wider seinen Landesherrn in den unschuldigen Sinnschriften von ihm weisen, sondern ließ sich so gar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschonet habe. Nun aber biete ich die scharfsichtigsten Augen auf, mir diese zwey Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigsten Spöttereyen ausströmet. Er schiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil sie doch auf jemanden muß geschoben seyn. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst habe leisten wollen? Wenigstens, wenn

er es gethan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas unschuldiges angesehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen seyn könne. Und auch alsdann habe ich schon viel gewonnen. Eben so unschuldig als sie dem Sabinus geschienen, eben so unschuldig haben sie auch dem Melanchthon scheinen können; und er selbst ist es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bey dem Churfürsten bittet, daß er das Anstößige darin nicht sogleich wahrgenommen: O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange suchen muß, da ist es selten in der That anzutreffen! Doch ich besinne mich, daß ich einmal recht freygebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthon gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem, und nicht dem Lemnius, ist die Uebergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sey nun durch seine Bosheit oder durch seine Nachläßigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleiß ein strafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigsten, ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann: denn

wahrhaftig das Vertheidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzuleichtes zu vertheidigen habe.

Fünfter Brief.

An ebendenselben.

Ich kann also in meiner Erzählung fortfahren? — — Ich schloß meinen zweyten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn diese Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademischer Bürger geleistet, sein Urthel hätte abwarten sollen. Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie; seine blinde Hitze gieng so weit, daß er sich nicht scheute, in einer öffentlichen an die Kirchthüren angeschlagenen Schrift zu behaupten; der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verlohren haben. Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereyen, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein Paar satyrische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären; er der auf ge-

krönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will seine Niederträchtigkeiten eben so wenig wiederholen, als des Lemnius seine. So viel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luther ward, das ist Luther hier gegen den Churfürsten von Maynz. — — — Gott, was für eine schreckliche Lektion für unsern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache, auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber, war ein minder heftiges Gemüthe geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — — Diese gedachte Schrift des Luther ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen, und zog seine öffentlichen, gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Professor Kappe hat sie uns in dem driten Theil seiner Nachlese aus einer Handschrift mitgetheilt. Sie sind werth, gelesen zu werden, und ein Paar Anmerkungen, die ich sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius blos darin bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerley Stande angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademischen Anschläge besorgte, und auch in diesem ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche des Churfürsten Albrechts, derentwegen Luther das meiste Lermen machte, mit keinem Worte. Noch vielwe=

niger sagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetastet habe. Zu beyden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen; und dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweyte Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bey diesem Prozesse tumultuarisch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drey verschiednenmalen, sondern gleich auf das erstemal peremtorie citirt, und der Termin, den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meynen, verräth mehr eine Lust zu verdammen als zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht, und ward also öffentlich contumacirt, und seine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als dem 3ten Julius, festgesetzt. In dem Anschlage, in welchem man ihn contumacirt, wird gesagt, man habe ihm in der Citation freygestellt, entweder selbst, oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigner Person vorgeladen, und es ist besonders, daß man sich auch nicht einmal soviel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen. Die Relegation gieng also erwähnten Tages vor sich, und der Anschlag, wodurch sie bekannt gemacht wurde, ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu seinem Mäcen, dem Albrecht geflohen, und hier fand er vollkommene Freyheit, seine Feinde nach dem Sprüchworte: per quod quis peccat zu bestrafen. Die beyden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen, und fügte ein drittes Buch

hinzu, worin er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Vogt sagt, diese zweyte Auflage sey in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennt finde. Da ich des Herrn Vogt einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch einer von denen ist, welche, zum Nachtheile der Wahrheit, in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Churfürsten von Sachsen, wider Luther und andre Wittenbergische Professoren finden. Luther ist mit keinem Worte darin gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwey ersten schreiben, und also zur Ursache der Verbannung machen. Der Herr Prof. Kappe beschreibet in dem vierten Theile des angezognen Werks, beyde Ausgaben sehr sorgfältig; und ich verweise sie dahin, um mich bey bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm sagen muß, was ich von dem Herrn Vogt gesagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche heraus kam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil sie Ihnen schon aus dem Schellhorn genugsam bekannt ist. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthesius nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon sagen werde, durchaus neu seyn wird, weil Herr Freytag und andre Bücherkenner einmüthig gestehen, daß von dieser Schrift, wovon sie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wissen, überall ein tiefes Stillschweigen sey — —

Spitzen Sie sich aber nur nicht umsonst, mein Herr. Ich werde Sie auf dieses Konfekt noch acht Tage warten lassen, und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum soll ich diesen ledig lassen? — — Will mir denn geschwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch sagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrifft. Diese zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat. O ich bitte Sie, lassen Sie diesen Einfall nicht ins Vergessen gerathen; er ist allzuartig, und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Besinnen Sie sich, wie wir vor einem Jahre über die Herren ** und ** lachten, wenn sie mitten in ihrem oratorischen Feuer, bey Wendungen, die eines Cicero werth waren, den Donat vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle, die der gute Priscian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulschelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den einen den — — schen, und den andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu schliessen, wenn ich meinen gehorsamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will.

Sechster Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem so genannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es ist unwidersprechlich, daß seine Seltenheit außerordentlich ist, und daß man nichts davon weiß, als das wenige, was Mathesius davon sagt. Lemnius drohte, am Ende seiner Apologie, im Voraus damit, und versprach die Greuel des wollüstigen Wittenbergs auf das schrecklichste darin aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg vielen Gesellschaften beygewohnet, in welchen er von dem und jenem dieses und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welche ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte blos seine Widersacher verhaßt zu machen, und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wenn er sich nicht zu rächen gesucht, sondern in seine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen ist es gegeben, so großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese wenigen?

Selbst Horaz, der sich gelassene Horaz, sagt: Dem sey der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt sich womit er kann; der Wolf mit den Zähnen; der Ochse mit den Hörnern; und die Natur selbst lehrt es sie. Der erzürnte Cervius droht mit Gesetz und Urtheln, und die feindselige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein seine Waffen nicht brauchen? Und sind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was sie noch ein wenig in Ansehen erhält? Noch besser würde es um sie stehen, wenn das Lycambische Geheimniß nicht verloren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden so weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! meine Herrn Thoren, ich wollte alsdann den Wald sehen, in welchem nicht ein jeder Baum, wenigstens einen von ihnen hätte reif werden lassen!

— — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua:

dachte also auch Lemnius, und wer weiß ob wir nicht auch beyde eben so gedacht hätten? Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Mensch ist ein Mensch; und ein beleidigter Poet ist es gedoppelt. Die Rache ist süße, und Sie sol-

len es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schließen, und Sie noch acht Tage auf meine Anekdoten warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoisell Schwester schon dreymal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. Aber, werden Sie sagen, was geht mich meine Schwester an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

An ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger sind als ich; Ich wollte nichts als eine Verzögerung mit der andern vergelten; Sie aber bestrafen meine Neckerey durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schwester auf ihren Besuch warten läßt. Ein artig Kompliment! setzen Sie hinzu, und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie diese Anmerkung nicht bey sich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereyen deswegen aussetzen; so sehen Sie sich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufschube vorzubauen, und Ihre schon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu sichern. Wenn das ist; so mag

es seyn. Es wird mir ohnedem zur Last, eine besondere Nachricht länger allein zu wissen, und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn Sie auch keine Lust dazu hätten. — — Unser Hurenkrieg also ist eine kleine Schrift in Oktav auf drey Bogen, und hat folgende Aufschrift: Lutii Pisaei Iuvenalis Monachopornomachia. Wo und wann sie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel stehen, angemerkt. Schon hieraus sehen Sie, daß sie Matthesius selbst vielleicht nicht gesehen hat, weil er sie schlechtweg den Hurenkrieg nennet, anstatt daß er sie den Mönchshurenkrieg hätte nennen sollen. Diese Aufschrift, sollte ich meynen, und der Zusatz des Matthesius, daß es eine Schandschrift wider den heiligen Ehestand, und besonders wider die Ehe der Priester sey, wird Ihnen den Inhalt ungefähr errathen lassen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruck werden schließen können. Schon die Zueignung, welche an Luther gerichtet ist, könnte schwerlich giftiger seyn: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf, den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich anmaßlicher Weise gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein

Paar schändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Luther durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprüchworte: Hier liegt der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begriff davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten: oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefähr den Schein einer Verbindung haben? Die Personen, welche darin aufgeführt werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbothner Ehen, Luther, Jonas, Spalatin, die Weiber dieser drey Männer, Cotta, Elsa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verschiedne Liebhaber der benannten drey Matronen und andre Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein Paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefähr dahinaus: Anfangs sucht sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigsten daran arbeitet, und schon im Begriff ist, eine andre zu heyrathen, kömmt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals, und weiß ihn so feste zu fassen, daß er sie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde Jonas und Spalatin dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht allein stecken las-

sen, sondern nehmen ein jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mit gebracht hatte. Doch alle dreye finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, so daß sie sich nothwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatin fein mit dem Worte Spado spielen zu lassen, und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Ekel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildsäule des Priapus sollen gestanden haben, sind bey weitem nicht so schmutzig, und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen: damit Sie aber doch nur einigermaßen urtheilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luther, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wann sie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus einer, mit dem Herrn Janotzky zu reden, ganz entsetzlich raren Schrift genommen ist, vielleicht gefällt sie Ihnen alsdann besser. Denn an dem raren, mein Gott! muß doch wohl etwas seyn.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et causa Lutherae tumultus,
O et Saxonicae perfide Praeses aquae,
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus.
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum,
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
Quique reos falsa judicis arte premis,

Per-

Persequerisque pios insigni fraude poetas,
Et qui castalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulassi mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu.
Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossae,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum:
Si tibi paulisper cessant convitia linguae
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu,
Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostrae solatia Musae,
Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläus überlassen, alle diese Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterstützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abscheu gegen solch liederliches Zeug zu bezeugen, und zu versichern, daß dieses noch das allerzüchtigste ist, was ich aus den ganzen drey Bogen habe aussuchen können. Es ist aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Ansehung des Endes noch mit Recht sagen könnte:

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Dieses Ende ist ein Chor von Babyloniern, und fängt sich folgender Gestalt an:

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Apelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi lupercal
Seu floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abschreiben, und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur immer blos ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird noch ein gewisser Valens von Bibra, als der Liebhaber der Käthe, eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tischgenosse, wenigstens ein Hausgenosse des Luther gewesen ist, von welchem, wenn ich nicht irre, Götz eine historische Dissertation geschrieben hat. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darinn bemerkt zu haben. Ey! ey! wie wird die gute Käthe geschmäht haben! Man sagt ihr ohnedem nach, daß sie ein wenig stolz und unleidlich gewesen sey. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unser gemeinschaftlicher Freund, Herr B**. Die Freude über einen so seltnen Besuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausschreiben kann. Ich habe alles vergessen. Trösten Sie sich nur; es wird nicht viel besonders gewesen seyn. Wir empfehlen uns beyde Ihrer Freundschaft. O wie wollen wir schwatzen! Leben Sie wohl.

Achter Brief.

An ebendenselben.

Sie hatten Ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geschichte der Catharina von Bora beygelegt: und ich merke gar wohl, warum. Der Schluß meines vorigen Schreibens ist Ihnen anstößig gewesen, und Sie haben das Andenken dieser rechtschaffnen Frau bey mir nicht besser zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, so muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieses Werks den verbindlichsten Dank abstatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabey gefunden habe. Und nothwendig muß es allen denjenigen sehr angenehm seyn, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umstände von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein größeres Licht werfen, als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntniß ich Ihnen schon mehr als einmal gethan, gehört in der That unter die großen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten auf welcher man will; und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bey den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Catharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luther allzuviele und allzuschimpfliche Macht gehabt

haben, wann er das liederlichste Weibsbild so zärtlich geliebt hätte, als er in der That seine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herrschsucht ist ihr Gedächtniß am meisten angefeindet worden, und ich selbst kann sie noch nicht recht davon frey sprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch alles gesagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung sagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt gewesen. Dieses Zeugniß schreibt sich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unsers Luthers nicht gehört, von dem Heinrich Stephan nämlich, unter dessen Gedichten man ein Epigramm findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verspottung des unter der Herrschaft seiner Frau stehenden Reformators seyn solle. Ich wollte wünschen, daß es ihm bekannt gewesen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein; Ihnen, dessen Einbildungskraft immer gegenwärtig ist. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat Dominam Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui Katharina mariti,
Nec vanum titulum quem gerit, esse docet.
Sed contra, ejus habent haec quantum verbera pondus,
Tantum verba sui pondus habere viri.

Ich dringe hier auf dreyerley. Erstlich ist es bekannt, daß Luther seine Frau nicht nur seine Dominam, sondern wohl gar im Scherze seinen Dominum genennet hat. Zweytens, hätte Stephan nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, so wüßte ich nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften lateinische Namen, und sonderlich die Namen des Martial braucht. Drittens, auf wen kann der Schluß: „so viel „Nachdruck die Schläge der Frau hatten, so viel „Nachdruck hatten die Worte des Mannes,“ besser gedeutet werden, als auf Luther, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf diese drey Punkte etwas zu antworten wissen, so thun Sie es bey Zeiten; denn wahrhaftig ich bin es nunmehr bald satt, Ihnen von nichts als von Luther, und von Dingen, die Luther angehen, zu schreiben. Meine Nachricht vom Lemnius können Sie in Ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es versteht sich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derselben zu füllen, dürfen Sie nur nachschlagen, was ausser den angeführten Schriftstellern, Simmler, Crusius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthon, Wimmerus in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius von ihm haben. Ich bin rc. W**. 1752.

Rettung des Cochläus,

aber nur in einer Kleinigkeit.

Ich gestehe es ganz gerne, daß Cochläus ein Mann ist, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abscheu denken kann. Er hat sich gegen unsern Vater der gereinigtern Lehre, nicht als einen wahrheitliebenden Gegner, sondern als einen unsinnigen Lästerer, erwiesen; er hat von 1521 bis 1550 fast kein Jahr verstreichen lassen, ohne eine Schmähschrift wider ihn an den Tag zu bringen, welche alle von den römischen Glaubensgenossen als Evangelia aufgenommen wurden. Verfälschungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren seine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, so ungerecht sie auch waren. Ich habe daher lange Zeit bey mir angestanden, ob er wohl etwas besseres verdiene, als daß man mit Gegenverleumdungen wider ihn verfahre. Man würde ihm, wenn man es auch noch so arg machte, dennoch nicht so viel Unrecht thun können, als er Luther gethan hat.

Doch endlich überlegte ich auch auf der andern Seite, daß man dadurch, so gut als er, einen Mangel an Gründen, die keines falschen Zusatzes benöthiget sind, verrathen würde; daß durch eine ungezwungene Aufrichtigkeit sich sein Ansehen sicherer untergraben ließe, als durch ihm abgelernte Ränke; und kurz, daß man auch dem Teufel nicht zu viel thun müsse. Dieser Ueberlegung habe ich es also zuzuschreiben, daß ich mich folgendes aufzusetzen habe überwinden können.

Unter den Vorwürfen, welche die Katholiken uns wegen der Reformation zu machen pflegen, ist derjenige keiner von den geringsten, den sie von den vorgeblichen veranlassenden Ursachen hernehmen. Dieses Werk, sagen sie, ward ganz und gar nicht aus einem heiligen Eifer angefangen; der Neid war die Triebfeder. Es verdroß Luther, daß man seinem Orden den Ablaßkram entzogen, und ihn den Dominikanern gegeben hatte.

Es haben verschiedene Gelehrte unserer Kirche diese Beschuldigung hinlänglich beantwortet. Hunnius, Seckendorf, Möller scheinen alles gesagt zu haben, was man darauf sagen kann. Weil sie es aber nur mit wenig Worten gethan haben, so hat es Herr D. Kraft vor einiger Zeit für werth gehalten, sich umständlicher darüber einzulassen. Er vertheidigte daher, im Jahr 1749, als er sich noch in Göttingen befand, eine Streitschrift de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam disputante. Diese Arbeit ward sehr wohl aufgenommen, sogar, daß

man auch einige Jahre darauf eine freye Uebersetzung, unter dem Titel: die gerettete Ehre des sel. Dr. Martin Luther, davon besorgte. Man kann ihr auch in der That, wenn man billig seyn will, ihr Lob nicht entziehen; das Hauptwerk was er beweisen wollen, hat er glücklich bewiesen, und nur über einen einzigen Umstand dabey, habe ich meine Anmerkung zu machen. Herr D. Kraft will nämlich, daß Cochläus der allererste Erfinder obgedachter Verläumdung sey, und daß vor ihm auch Luthers allerärgsten Feinde nicht daran gedacht hätten.

Wir wollen seine eignen Worte hören, die ich aus dem vierzehnten Paragraph der deutschen Uebersetzung nehme: „Wir setzen aber," heißt es daselbst, „den allgemeinen Grund voraus, welcher allerdings „ein großes Gewicht hat, daß alle Schriftsteller, „welche zu Luthers Zeiten gelebt, nicht ein Wort „von dieser Zunöthigung gedacht haben. Es ist „nicht einmal nöthig, daß wir uns auf die berühmten Männer, welche sich eine allgemeine Hochachtung erworben haben, beziehen, nämlich den „Schleidan, Thuan, Guicciardini; oder „daß wir diejenigen anführen, welche sich noch ziemlich unpartheyisch und aufrichtig bewiesen, nämlich den Jovius, Alphonsus a Castro, „Ferron, Surius rc. als die insgesammt Luthers Aufstand aus andern Quellen herleiten, und „von dieser Anschuldigung nichts wissen; sondern „wir wollen uns, ohne alles Bedenken, auf die „Schriften der giftigsten Feinde Luthers berufen, „welche den möglichsten Fleiß angewandt, alles mit

„vieler Bitterkeit zu sammeln und drucken zu lassen, „was ihre Raserey wider ihn Verdächtiges und Lächerliches nur aussinnen können. Es ist dieser „Umstand wahrhaftig nicht obenhin anzusehen, daß „unter allen diesen Verfechtern, welche vom Jahre „1517 bis an den Tod Luthers 1546, ihm mündlich und schriftlich einen Rang abzulaufen gesucht, „auch nicht einmal in dem ersten Treffen, als von „dem Ablaß allein, und von den Ursachen des angefangenen Streits eigentlich die Rede war, nicht „ein einziger so unverschämt gewesen, daß er diesen „Bewegungsgrund angegeben, und Luther eines solchen Neides beschuldiget hätte, dergleichen ihm „nach der Zeit zur Last gelegt worden. —— Cochläus selbst, der unglückliche Erfinder dieser Fabel, hat in den Schriften, die er dem noch lebenden Luther entgegen gesetzt, davon nicht einmal „gelallt; sondern ist erst, (§. 4.) nach dessen Tode, „in dem Verzeichnisse der Thaten und „Schriften Martin Luthers in Sachsen, „damit hervor gerückt ꝛc."

In dieser Stelle also, welche dem Herrn D. Kraft einer von den allgemeinen Beweisgründen ist, warum die Beschuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen, erdichtet sey; behauptet er mit ausdrücklichen Worten, I. daß Cochläus, und folglich ein Mann ohne Treu und Glaube, sie zuerst vorgebracht habe, und daß II. in den Jahren von 1517 bis 1546 von keinem Menschen jemals sey daran gedacht worden.

Doch beydes, mit Erlaubniß des Herrn Dok-

tor, ist falsch. Ich kenne ein Zeugniß, welches sich von einem andern, als vom Cochläus, herschreibt, und gleich in den ersten Jahren ist abgelegt worden. Hier ist es: Habes primam, sagt mein Schriftsteller, nachdem er den Ursprung der Lutherischen Unruhen erzählt, hujus Tragoediae scenam, quam Monachorum odiis debemus. Dum enim Augustinensis invidet Dominicano, et Dominicanus vicissim Augustinensi, atque hi etiam Franciscanis, quid quaeso poterimus praeter gravissima dissidia sperare?

Wirft diese Stelle, wenn anders die Umstände wahr sind, die ich davon vorgegeben habe, nicht alles, was Herr Kraft in den vorigen behauptet hat, auf einmal über den Haufen? Ich sollte es meynen.

Allein ist es auch ganz gewiß, daß Cochläus nicht Urheber davon ist? Ganz gewiß. Ihr Urheber ist Alphonsus Valdesius. Ist es auch ganz gewiß, daß sie in den Jahren von 1517 bis 1546 geschrieben worden? Auch dieses ist ganz gewiß. Sie ward den 31 August 1520 geschrieben.

Wer ist denn aber dieser Alphonsus Valdesius? — — Ich will es ganz gerne glauben, daß ich auch denen, die in der Reformationsgeschichte noch sowohl bewandert sind, einen ganz unbekannten Namen genennt habe. Einen Johann Valdesius der in Neapolis den ersten Saamen des Lutherthums ausgestreuet hat, werden sie wohl

kennen; allein von einem Alphonsus dieses Namens, ist überall das tiefste Stillschweigen.

Ich muß daher alles mittheilen, was ich von ihm weiß. — — Alphonsus Valdesius war magnae spei juvenis, er war ferner ein Sohn Ferdinandi de Valdes, Rectoris Conchensis, und hat an den Peter Martyr, nicht Vermilium, sondern Anglerium, aus Holland und Deutschland verschiedene Briefe geschrieben. — — Das sind sehr dunkle und unzulängliche Nachrichten, wird man sagen; es ist wahr; allein kann ich sie besser geben, als ich sie habe? Ich habe es nicht einmal gewagt, sie deutsch zu übersetzen, aus Furcht, auch nur mit dem allergeringsten Worte von ihrem eigentlichen Verstande abzuweichen.

Meinen Währmann aber wird man ohne Zweifel daraus errathen können. Es ist der nur gedachte Peter Martyr. Dieser Gelehrte war ein geborner Mayländer aus Anghiera, verließ sein Vaterland, und begab sich nach Spanien, wo er bey dem König Ferdinand sehr ansehnliche Ehrenstellen bekleidete. Seine Schriften sind bekannt, ob sie gleich fast alle unter die seltnen gehören. Besonders werden seine Briefe, wegen der ganz besondern darinn enthaltenen Nachrichten, sehr hoch geschätzet. Sie sind das erstemal im Jahre 1530 zu Complut in Folio gedruckt, und von den Elzeviren im Jahre 1670 zu Amsterdam, in eben demselben Formate, nachgedruckt worden; doch hat man nur sehr wenige Exemplare davon abgezogen, so daß sie, dieser neuen Auflage ohngeachtet, gleichwohl

noch ein sehr rares Buch bleiben. Sie sind in 38 Bücher abgetheilt, und die Briefe, deren Zahl sich auf 813 beläuft, gehen vom Jahr 1488 bis auf 1525.

In dem sechshundert und neun und achtzigsten dieser Briefe nun, desgleichen in dem siebenhundert und zwey und zwanzigsten, theilet Martyr zwey Schreiben mit, die er von dem gedachten Alphonsus Valdesius erhalten hatte. Beyde betreffen das Reformationswerk; der erste ist aus Brüssel den 31 August 1520, und der zweyte aus Worms den 15 May 1521 datirt. Aus jenem ist die oben angeführte Stelle, welche alle erforderliche Eigenschaften hat, Herrn Doktor Krafts Vorgeben zu vernichten. Man kann sie, wenn man mir nicht trauet, auf der 381ten Seite der zweyten angeführten Ausgabe, selbst nachsehen. Ich finde von diesem Valdesius noch einen dritten Brief in den 699ten eingerückt, allein er betrifft ganz etwas anders, die Krönung Carls nämlich zum römischen Könige, bey welcher er zu Aachen gegenwärtig gewesen war.

Es verlohnet sich ohne Zweifel der Mühe, daß ich von den erstern Briefen etwas umständlicher rede, besonders da sie so wenig bekannt geworden sind. Ich wüßte nicht einen einzigen Schriftsteller, der sich mit der Reformationsgeschichte abgegeben hätte, und ihrer gedächte. Unterdessen hätten sie es doch nur allzuwohl verdient, weil sie in der That mit vieler Unpartheylichkeit geschrieben zu seyn scheinen. Ich hoffe, daß eine Art von Uebersetzung der=

selben, dem Leser angenehm seyn wird, damit er sich um so viel mehr daraus überzeugen könne, ob die von mir angeführte Stelle auch in der That dasjenige beweise, was sie beweisen solle. Der Eingang, den Martyr dem ersten Briefe voranschickt, ist folgender: Peter Martyr A. M. Marchionibus discipulis. Quae in regnis geruntur, vos non latent. Ex his quae ab exteris habemus, legite prodigium horrendum, mihi ab Alphonso Valdesio, magnae spei iuvene, cujus patrem Ferdinandum de Vales, Rectorem Conchensem nostis, non minus fideliter quam ornate descriptum, cujus epistola sic habet. Man sieht, daß diese Worte die Quelle meiner obigen Nachrichten sind. Der Leser mag es selbst untersuchen, was das Rector Conchensis sey, ob man einen Statthalter oder einen Schulrektor in Conches, oder was man sonst darunter verstehen solle? Ich bekenne meine Unwissenheit ganz gerne. Was liegt endlich an diesem Umstande? Die Briefe selbst werden deswegen ihren Werth nicht verlieren. Hier sind sie:

Der erste Brief

des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

„Du verlangst von mir zu wissen, was die jüngst unter den Deutschen entstandene Sekte der Lutheraner für einen Ursprung habe, und wie sie ausgebreitet worden. Ich will dir alles, wo nicht zierlich, doch getreulich überschreiben, wie ich es von glaub-

würdigen Personen erfahren habe. Du wirst, ohne Zweifel gehört haben, daß der Pabst Julius II. dem Apostel Petro einen unglaublich prächtigen und großen Tempel bauen zu lassen, angefangen habe. Er hielt es, vermuthlich, für unanständig, daß der Oberste der Apostel in einem niedrigen Tempel wohnen solle, besonders da aus allen Theilen der Welt, unzählige Menschen der Religion wegen, daselbst einträfen. Er würde, nach seiner Großmuth, diesen Bau auch gewiß zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht, mitten in dem Laufe, der Tod aus der Zeitlichkeit abgefordert hätte. Leo der zehnte folgte ihm auf dem päbstlichen Stuhle, weil er aber nicht Geld genug hatte, einen solchen Aufwand zu bestreiten, so ließ er durch die ganze christliche Welt denjenigen Ablaß verkündigen, welche zum Baue dieses Tempels einige Beysteuer geben wollten. Er hoffte, daß er auf diese Art eine unsägliche Menge Geldes, besonders unter den Deutschen, welche die Römische Kirche mit einer ganz besondern Hochachtung verehrten, zusammenbringen werde. Doch wie nichts in der Welt so fest und beständig ist, das nicht entweder durch die Gewalt der Zeit, oder durch die Bosheit der Menschen verfallen sollte, so konnten auch diese Ablaßverkündigungen nicht davon ausgenommen bleiben, sondern sie wurden die Ursache, daß Deutschland, welches keiner andern christlichen Nation an Frömmigkeit etwas nachgab, jetzo von allen und jedem darinn übertroffen ward. Es sprang nämlich in Wittenberg, einer Stadt in Sachsen, als ein gewisser Dominikaner predigte, und dem Volke den Ablaß, woraus er selbst keinen geringen Vortheil zu ziehen trachtete, aufdringen

wollte, ein Augustiner Mönch, mit Namen Martinus Luther hervor, welcher der Urheber dieser Tragödie ward, und vielleicht aus Neid gegen den Dominikaner, verschiedene Artikel im Druck ausgehen ließ, in welchen er behauptete, daß der Dominikaner mit seinem Ablasse viel weiter gehe, als ihm der Pabst erlaubt habe, oder auch erlauben könne. Der Dominikaner, als er diese Artikel gelesen hatte, gerieth wider den Augustiner in Wuth; die Mönche fingen nunmehr an, theils mit Scheltworten, theils mit Gründen, hitzig unter einander zu streiten; einige vertheidigten die Predigt, andre die Artikel, bis endlich (weil das Böse niemals Grenzen kennet) der Augustiner den päbstlichen Ablaß ganz und gar zu verspotten wagte, und vorgab, er sey nicht so wohl zum Heile christlichen Volks, als vielmehr, um den Geitz der Priester zu sättigen erfunden worden. Dieses ist also der erste Auftritt dieser Tragödie, die wir dem Hasse der Mönche zu danken haben. Denn da der Augustiner auf den Dominikaner, der Dominikaner auf den Augustiner, und beyde auf die Franciskaner neidisch sind, was kann man sich anders als die allerheftigsten Uneinigkeiten versprechen? Nun kommen wir auf den zweyten Auftritt. Der Herzog von Sachsen, Friederich, hatte gehört, daß aus diesem Ablasse dem Kardinal und Erzbischofe zu Maynz, Albrecht, seinem Collegen bey Erwählung römischer Kayser, mit dem er aber über den Fuß gespannt war, viel Vortheil zufliessen werde, so wie er mit dem Pabste deswegen eins geworden war. Da nun also der Herzog auf Gelegenheit dachte, dem von Maynz diesen Vortheil zu entrucken, so

bediente er sich des Mönchs, der zu allem kühn und unverschämt genug war, und dem päbstlichen Ablasse schon den Krieg angekündiget hatte. Er ließ alles Geld, welches in seinen Ländern aus dem Ablaßkrame war gelöset worden, den Commissarien wegnehmen, und sagte: er wolle selbst einen eignen Mann nach Rom schicken, welcher dieses Geld zu dem Baue der Heil. Petrikirche überbringen, und zusehen solle, was man für einen Gebrauch von dem übrigen Gelde, das von andern Seiten herbeygeschafft würde, in Rom mache. Der Pabst, dem es zukömmt, die Freyheit der Kirche zu beschützen, und zu verhindern, daß kein weltlicher Fürst sich in dasjenige mische, was der päbstlichen Heiligkeit einzig und allein zustehet, ermahnte den Herzog zu verschiednenmalen, Theils durch besondere Abgeordnete, daß er dem päbstlichen Stuhle diese Beschimpfung nicht anthun, sondern das aufgefangene Geld wieder herausgeben möchte. Doch da der Herzog sich dessen halsstarrig weigerte, und auf seiner Meynung blieb, so that ihn der Pabst in Bann. Der Augustiner wollte diese Gelegenheit, sich bey dem Herzoge einzuschmeicheln, nicht versäumen, und behauptete mit vieler Frechheit, daß ein so unbilliger Spruch ganz und gar keine Kraft habe, und daß der Pabst keinen unschuldiger Weise in den Bann thun könne. Er fing hierauf an sehr viel Heftiges wider den römischen Pabst und seine Anhänger auszustossen, welches alles gedruckt und sehr geschwind in ganz Deutschland ausgebreitet wurde. Zugleich ermahnte er den Herzog von Sachsen, sich durch diese Drohungen von seinem einmal

gefaßten

gefaßten Entschlusse nicht abbringen zu lassen. Die Gemüther der Deutschen waren schon längst, durch die mehr als heidnischen Sitten der Römer, aufgebracht worden, und hatten schon heimlich das Joch des römischen Pabstes abzuschütteln gesucht. Daher kam es denn, daß sobald Luthers Schriften öffentlich bekannt wurden, sie bey allen einen ganz erstaunlichen Beyfall fanden. Die Deutschen frohlockten, schimpften auf die Römischgesinnten, und verlangten, daß ein allgemeines christliches Concilium gehalten werden solle, worinn man Luthers Lehren untersuchen, und eine andere Einrichtung in der Kirche treffen könne. Und wollte Gott, daß dieses geschehen wäre! Doch da der Pabst mit aller Gewalt sein Recht behaupten wollte, da er sich für ein allgemeines Concilium fürchtete, da er, die Wahrheit frey zu sagen, seinen Privat-Vortheil, welcher vielleicht dabey Gefahr laufen könnte, dem Heile der Christenheit vorzog, da er Luthers Schriften, ohne Untersuchung vertilgen wollte; so schickte er einen Legatum a Latere an den Kaiser Maximilian, welcher es dahin bringen sollte, daß dem Luther von dem Kaiser und dem ganzen römischen Reiche, ein Stillschweigen auferlegt werde. Es wurden daher in Augspurg Reichsversammlungen angestellt, auf welche Luther von dem Kaiser gefordert wurde. Er erschien also daselbst, fest entschlossen, seine Schriften tapfer zu vertheidigen, und mit dem Cajetan (so hieß der Legate) sich in einen Streit darüber einzulassen. Cajetan sagte, man müsse den Mönch ganz und gar nicht anhören, der so viel Lästerungen wider den römischen Pabst geschrieben hätte. Allein die

Reichsstände erwiederten: es würde sehr unbillig seyn, wenn man ihn unverhört verdammen, oder zwingen wolle, diejenigen Schriften, die er zu vertheidigen entschlossen wäre, ohne Ueberzeugung zu widerrufen. Wenn daher Cajetan, (der, wie du weißt, in der heiligen Schrift selbst nicht unerfahren ist,) Luther überzeugen könne, so wären sie und der Kaiser bereit ihn zu verurtheilen. Da Cajetan also sahe, daß er nichts ausrichten werde, wenn er sich nicht mit Luther näher einlassen wollte; da er es auch wirklich verschiednemal versuchte, und sehr unglücklich damit war; so begab er sich, unverrichteter Sache, wieder fort. Luther aber, der mit größern Ehren wegging, als er war vorgelassen worden, triumphirte, als ob er völlig den Sieg erfochten hätte. Weil er sich übrigens auf den Schutz des Herzogs von Sachsen verlassen konnte, so trieb ihn seine Hitze immer weiter und weiter, und er hörte nicht auf, beständig neue Lehren, die mit dem apostolischen Glauben streiten, im Druck ausgehen zu lassen. Da also der Pabst sahe, daß er es im guten nicht dahin bringen könne, daß man diesen lästernden Mönch zur verdienten Strafe zöge; da er befürchten mußte, daß das Gift, welches schon weit und breit um sich gegriffen hatte, noch mehr Schaden thun, und Luther auch rechtgläubige Männer auf seine Seite ziehen könne, so ließ er eine sehr heftige Bulle wider ihn und seine Anhänger ausgehen, und erklärte sie alle für Irrgläubige und Ketzer. Hierdurch ward Luther nicht so wohl aufgebracht, als völlig in Raserey gesetzt, und erklärte

den Past selbst (welche Unverschämheit!) für einen Irrgläubigen und Ketzer. Er gab unter andern ein Buch unter dem Titel: de Captivitate babylonica Ecclesiae heraus, und es ist unglaublich, mit was für Ränken er darinn die Lehrsätze und Anordnungen der Kirchenversammlungen und Päbste angreift. Er behauptet sogar, daß Johann Huß auf dem Concilio zu Costnitz unschuldig sey verbrannt worden, und daß er alle seine Artikel, die man verdammt habe, als rechtgläubig vertheidigen wolle. Doch auch hieran ließ er sich nicht einmal begnügen, sondern verbrannte noch in Wittenberg alle Bücher des kanonischen Rechts, so viel er deren daselbst auftreiben konnte, weil sie, nach seinem Vorgeben, die christliche Frömmigkeit verdorben hätten, und also bey Seite geschafft werden müßten. Nachdem sich das Gerüchte hiervon durch ganz Deutschland ausgebreitet, sind die Gemüther der Deutschen auf eine so unbeschreibliche Art wider den apostolischen Stuhl erbittert worden, daß wenn der Pabst nicht die Klugheit, oder der Kaiser nicht das Glück hat, mit einer allgemeinen Kirchenversammlung, dem Uebel abzuhelfen, nur allzusehr zu besorgen steht, dieses Unheil werde noch so weit um sich greifen, das zuletzt ganz und gar kein Mittel darwider vorhanden seyn wird. — — So viel habe ich dir vorjetzt melden wollen. Nimm es geneigt auf, und lebe wohl. Brüssel, den 31. August 1520.

Zweyter Brief

des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

Den Ursprung der Lutherischen Sekte, und ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag, habe ich dir aus Brüssel geschrieben. Vernimm nunmehr, was darauf gefolgt ist. Nachdem der Kaiser in diese Stadt Worms, die Churfürsten des römischen Reichs und alle Stände zusammen berufen, hat er vor allen Dingen Luthers Sache vorzunehmen verlangt, damit durch das Ansehen des ganzen Reichs, der Unsinn dieses Mannes endlich gebändiget, und andere ihm beyzutreten abgehalten würden. Ob er dieses nun schon sehr eifrig getrieben, so hat er doch nichts weiter erlangen können, als daß Luther, unter kaiserlichem sichern Geleite nach Worms gerufen und vorher gehört würde, ehe man etwas wider ihn beschließen wolle. Sie behaupteten alle, daß es unbillig seyn würde, ihn unverhört zu verdammen, und daß es der Würde und Frömmigkeit des Kaisers zukomme, wenn Luther seine Irrthümer widerrufe, das übrige, was er sonst, so gelehrt als christlich, geschrieben habe, zu untersuchen, und Deutschland von den Unterdrückungen und Beschwerden des päbstlichen Stuhles zu befreyen. Da der Kaiser sah, daß er nichts weiter erlangen könne, so ließ er Luther unter seinem sichern Geleite kommen, der sich auch vor ihm und allen Ständen des Reichs stellte. Er ward gefragt: ob er sich zu den Büchern, die hier und da unter seinem Namen herum gingen, bekenne, und ob er das, was

er darinn geschrieben habe, widerrufen wolle, oder nicht? Er antwortete: er bekenne sich zu allen diesen Büchern; (deren Titel ihm auf sein Begehren vorgelesen wurden) und wolle er weder jetzt noch jemals leugnen, daß er Verfasser davon sey. Was aber den zweyten Punkt der an ihn geschehenen Frage anbelangte, ob er nämlich das, was er geschrieben habe, widerrufen wolle, so bat er, der Kaiser möge ihm Bedenkzeit lassen, die ihm auch der Kaiser bis auf den folgenden Tag verstattete. An diesem nun, wurde Martinus Lutherus abermals vor den Kaiser, die Churfürsten und alle Reichsstände gefordert, und man verlangte von ihm, daß er auf den zweyten Theil der gestrigen Frage antworten solle. Hierauf hielt er eine lange und weitläufige Rede, Theils in lateinischer, Theils in deutscher Sprache, und beschloß endlich damit, daß er nichts, was in seinen Büchern enthalten sey, widerrufen könne, wenn man ihm nicht aus der Lehre des Evangelii und aus dem alten oder neuen Testamente zeigen könne, daß er geirret und gottlose Sachen vorgetragen habe. Und als man aufs neue in ihn drang, daß er, alles andere bey Seite gesetzt, entweder mit Ja oder Nein antworten möge, ob er bey den Lehrsätzen und Anordnungen der Kirchenversammlungen bleiben wolle; so antwortete er: er wolle nichts widerrufen, und könne auch bey den Lehrsätzen der Kirchenversammlungen nicht bleiben, weil die Kirchenversammlungen sich manchmal

widersprochen hätten. Der Kaiser befahl ihm hierauf abzutreten, und ließ die Versammlung auf diesen Tag auseinander. Den Tag darauf, ließ er die Churfürsten zu sich kommen, und legte ihnen eine von seiner eigenen Hand aufgesetzte Schrift vor, in der er ihnen, was nunmehr zu thun sey, erklärte, und sie insgesamt seiner Meynung beyzutreten bat, daß man nämlich geschärfte Befehle wider Luther und die Lutheraner, ergehen, und die Bücher dieses unsinnigen Mannes verbrennen lassen wolle. Die Reichsstände aber, deren einige Luthers Gift eingesogen hatten, andre aber Luther nicht eher verdammt wissen wollten, als bis die Deutschen erst von den Unterdrückungen und Beschwerden des römischen Hofes befreit wären, lagen dem Kaiser mit inständigen Bitten an, daß man Luther wenigstens insgeheim ermahnen möge, dasjenige, was er wider die Kirche geschrieben habe, zu widerrufen. Als ihnen der Kaiser dieses erlaubt, und sie ganzer drey Tage den verstockten Luther, aber umsonst, ermahnt hatten, sahen sie wohl, daß sie nichts ausrichten würden, und unterschrieben also das kaiserliche Dekret. Als dieses geschehen war, wollte der Kaiser gleichwohl nicht wider das Luther ertheilte sichre Geleite handeln, sondern ließ ihn durch ein öffentliches Instrument erinnern, daß er sich den folgenden Tag sogleich aus der Stadt Worms, und innerhalb zwanzig Tagen in einen sichern Ort begeben solle. Luther gehorchte, und der Kaiser ließ nunmehr, in seinem, in der Churfürsten, und aller Reichsstände Namen, nicht nur ein sehr scharfes

Edikt wider Luther und seine Anhänger ergehen, sondern ließ auch seine Schriften, so viel man deren hier finden konnte, mit großem Gepränge verbrennen, welches er auch in den übrigen Städten Deutschlands zu thun befahl. Hier hast du also von dieser Tragödie, wie einige wollen, das Ende; so wie ich aber ganz gewiß überzeugt bin, nicht das Ende, sondern den Anfang. Denn ich sehe, daß die Deutschen wider den päbstlichen Stuhl allzu erbittert sind, und glaube nicht, daß die Befehle des Kaisers bey ihm von großem Nachdrucke seyn werden, weil man, auch nach Ergehung derselben, Luthers Bücher hin und wieder frey und ungestraft verkauft. Du kannst daher leicht muthmaßen, was vollends in Abwesenheit des Kaisers geschehen wird. Diesem Uebel hätte, zum größten Nutzen der Christenheit, ganz leicht können gesteuert werden, wenn der Pabst gegen eine allgemeine Kirchenversammlung nicht so abgeneigt wäre, und die öffentliche Wohlfahrt seinen besondern Vortheilen vorzöge. Allein, da er sein Recht auf das hartnäckigste vertheidiget, da er nichts anhören, sondern blos, vielleicht aus einem heiligen Affekte, Luther verdammt und verbrannt wissen will, so sehe ich zum voraus, daß die ganze christliche Republik zu Grunde gehen wird, wann sich Gott nicht selbst unsrer annimmt. Lebe wohl. Worms, den 15. May, 1521.

* * *

Ich bin so weit entfernt diesen Briefen eine Lobrede zu halten, und mich zu ihrem unbedingten Vertheidiger aufzuwerfen, daß ich es vielmehr ganz

gerne einräumen werde, wenn man hier und da einige kleine Falschheiten darin entdecken sollte. Ich habe sie eigentlich aus keiner andern Ursache angeführt und mitgetheilt, als wegen der Stelle, die ich Herrn D. Kraft daraus entgegensetze, und aus welcher er wenigstens so viel ersehen wird, daß Cochläus den unserm Luther vorgeworfnen Neid, nicht, wie man zu reden pflegt, aus den Fingern gesogen habe, sondern dabey ohne Zweifel dem Gerüchte gefolgt sey.

Indem ich aber leugne, daß dieser geschworne Feind des großen Reformators der Erfinder gedachter Beschuldiguug sey, so will ich sie doch deswegen für nichts weniger als für wahr halten. Sie hat zu wenig Wahrscheinlichkeit, wenn man sie mit Luthers uneigennützigem und großmüthigem Charakter vergleicht. Er, der durch eine Glaubensverbesserung nichts Irdisches für sich selbst zu gewinnen suchte, sollte den die Gewinnsucht, oder welches auf eins hinaus kömmt, der Neid über den Gewinn eines andern, dazu angetrieben haben?

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben. — — Ich sehe nicht, was unsre Gegner gewinnen würden, wenn es auch wahr wäre, daß Luther der Neid angetrieben habe, und wenn auch sonst alles wahr wäre, was sie zur Verkleinerung dieses Helden vorbringen. Wir sind einfältig genug, und lassen uns fast immer mit ihnen in die heftigsten Streitigkeiten darüber ein; wir untersuchen, vertheidigen, widerlegen, und geben uns die undankbarste Mühe; oft sind wir glücklich, und öfters auch nicht; denn das ist unstreitig, daß

es leichter ist, tausend Beschuldigungen zu erdenken, als eine einzige so zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringste Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es also, wenn man dieses ganze Feld, welches so vielen Kampf zu erhalten kostet, und uns doch nicht das geringste einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel gutes ist gestiftet worden, welches die Katholiken selbst nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genusse ihrer Früchte sitzen; genug, daß wir diese der Vorsehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch also die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid eben so glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Israel aus Aegypten ward durch einen Todschlag, und man mag sagen was man will, durch einen strafbaren Todschlag veranlaßt; ist er aber deswegen weniger ein Werk Gottes, und weniger ein Wunder?

Ich weiß wohl, daß es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unser Glück ist befördert worden, giebt; allein, ich weiß auch, daß diese Dankbarkeit, wenn man sie übertreibt, zu einer Idolatrie wird. Man bleibt mit seiner Erkenntlichkeit an der nächsten Ursache kleben, und geht wenig oder gar nicht auf die erste zurück, die allein die wahre ist. Billig bleibt Luthers Andenken bey uns in Seegen; allein die Verehrung so weit treiben, daß man auch nicht den geringsten

Fehler auf ihn will haften lassen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, sonst nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt meinem Urtheile nach, viel zu ausschweifend seyn. Ein neuer Schriftsteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er sagte, die Reformation sey in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen, als ob ein Einfall widerlegt werden könnte? Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das ist hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falsch seyn. Allein ihm sein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weiß, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe, und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf diese Art wäre aus dem Tadel des Menschen, ein Lob des Höchsten geworden! Doch wie schwer gehen die Sterblichen an dieses, wann sie ihr eignes nicht damit verbinden können.

Ich komme auf meine Briefe wieder zurück. Ich glaubte, sie verdienen auch schon deswegen einige Achtung, weil sich Valdesius über die Fehler des Pabsts sehr frey darin erklärt, und genugsam zeigt, daß er das damalige Verderben der Kirche eingesehen habe. Endlich können sie auch noch diesen zufälligen Nutzen haben, daß sich künftig unsre

Theologen ein wenig genauer erkundigen, ehe sie den zuversichtlichen Ausspruch wagen: dieses und jenes hat der und der zuerst ausgeheckt.

Noch erinnere ich mich, was der Pabst Leo, nach dem Berichte des Herrn von Seckendorf, bey dem Anfange der Reformation soll gesagt haben: der Bruder Martin hat einen guten Kopf; es ist nur eine Mönchszänkerey. Liegt in dem Worte Mönchszänkerey nicht fast eben die Beschuldigung der Mißgunst, die unter den verschiedenen Ordensleuten herrschte; und hätte Herr D. Kraft auch nicht diesen kleinen Ausspruch in Betrachtung ziehen sollen? — — Doch genug hiervon.

Rettung des Hieronimus Cardan.

Leser, welche den Cardan kennen, und auch mir zutrauen, daß ich ihn kenne, müssen es schon voraussehen, daß meine Rettung den ganzen Cardan nicht angehen werde. Dieses außerordentliche Genie hat alle Nachwelt seinetwegen in Zweifel gelassen. Man muß glauben, daß der größte Verstand mit der größten Thorheit sehr wesentlich verbunden ist, oder sein Charakter bleibt ein unauflösliches Räthsel. Zu was hat man ihn nicht gemacht; oder vielmehr zu was hat er sich nicht selbst in einem Werke gemacht, dergleichen ich wollte, daß jeder große Mann mit eben der Aufrichtigkeit schreiben müßte! (de vita propria.)

Es wäre ein Wunder, wenn ein so seltner Geist dem Verdachte der Atheisterey entgangen wäre. Hat man oft mehr gebraucht, ihn auf sich zu laden, als selbst zu denken und gebilligten Vorurtheilen die Stirne zu biethen? Selten hat man nöthig gehabt, in der That anstößige Sätze und ein

problematisches Leben, wie Cardan, damit zu verbinden.

Eine augenscheinliche Verläumdung, die man noch nicht aufhört aus einem Buche in das andere überzutragen, treibt mich an, dieses Verdachts in etwas zu gedenken. Man gründet ihn, wie bekannt, auf drey Stücke. Auf ein Buch, welches er wider die Unsterblichkeit der Seele soll geschrieben haben; auf seine astrologische Unsinnigkeit, dem Heilande die Nativität zu stellen; und endlich auf eine gewisse Stelle in seinem Werke de subtilitate.

Von den beyden ersten Gründen werde ich nichts sagen, weil schon andre nur allzuviel davon gesagt haben. Den ersten widerlegt sogleich das soll. Er soll so ein Buch geschrieben haben, welches er zwar nicht drucken lassen, aber doch heimlich seinen Freunden gewiesen. Und wer ist denn der Währmann dieses Vorgebens? Kein anderer, als Martinus del Rio. (Disput. Mag. Tom. I. Lib. II.) Wenn man es noch glauben will, so muß man diesen Spanier nicht kennen. — — Den zweyten Grund zernichten die eignen Worte des Cardan, welche insondenheit der Herr Pastor Brucker aus dessen seltnen Werke, über des Ptolemäus vier Bücher de astrorum judiciis, angeführt hat. (Hist. Crit. Phil. Tomi IV Parte altera p. 76.)

Ich werde mich, wie gesagt, hierbey nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr sogleich zu dem letztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas

besonders dabey anzumerken. Man wird es als einen guten Zusatz zu dem Artikel ansehen können, welchen Bayle, in seinem kritischen Wörterbuche, von diesem Gelehrten gemacht hat.

Es ist billig, daß man die Ankläger des Cardan zuerst höret. Es sind deren so viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen lassen. Dieses mag ein noch lebender Schriftsteller seyn, dessen Buch in seiner Art ein Handbuch der Gelehrten geworden ist; der Herr Pastor Vogt; oder vielmehr de la Monnoye durch diesen. Er führt, in seinem Verzeichnisse von raren Büchern, die erstre, und noch eine andre Ausgabe des Cardanischen Werks de subtilitate an, und was er dabey anmerkt ist folgendes. „Man lieset, sagt er, in „diesen ungemein seltnen Ausgaben eine sehr gott„lose und ärgerliche Stelle, die man in den nach„herigen Abdrücken weggelassen hat. Ich will die „ganze Sache mit den Worten des gelehrten de la „Monnoye, in 4. Theile der Menagianen, S. „305, erzählen. Noch schlimmer als Pompanaz, „sagt dieser, macht es Cardan. In dem eilften „seiner Bücher de subtilitate vergleicht er die vier „Hauptreligionen kürzlich unter einander; und nach„dem er eine gegen die andre hat streiten lassen, „so schließt er, ohne sich für eine zu erklären, mit „diesen unbedachtsamen Worten: igitur his arbi„trio victoriae relictis. Das heißt auf gut deutsch, „er wolle dem Zufalle überlassen, auf welche Sei„te sich der Sieg wenden werde. Diese Worte „veränderte er zwar selbst in der zweyten Ausgabe; „dennoch aber ward er drey Jahre darauf von dem

„Scaliger Exercit. 258. n. 1. sehr bitter deßwe„gen bestraft, weil der Sinn derselben sehr schreck„lich ist, und die Gleichgültigkeit des Cardan, in „Ansehung des Sieges deutlich beweiset, welchen „eine von den vier Religionen, es möge nun seyn „welche es wolle, entweder durch die Stärke der „Beweise, oder durch die Gewalt der Waffen da„von tragen könne.“

Aus dieser Anführung erhellet, daß Scaliger der erste gewesen ist, dem die Stelle, wovon ich rede, zum Anstoße gereicht hat. Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye sie von keinem andern sey gerüget worden. Marinus Mersennus ist in seiner Auslegung des ersten Buchs Mosis (S. 1830.) darwider aufgestanden, und hat sie für nichts schändlichers, als für einen Inbegriff des berüchtigten Buchs von den drey Betrügern gehalten. Aus dem Mersennus hat sie hernach besonders Morhof (Polyh. T. I. Lib. I. c. 8. §. 6.) Bücherkennern bekannt gemacht und diese haben sie einander redlich aus einer Hand in die andre geliefert.

Reimann, (Hist. univers. Atheismi et Atheorum p. 365. et 547.) die hällischen Verfasser der Observat. selectarum (Tom. X. p. 219.) Freytag (Analect. literaria p. 210) die Bibliothek des Salthenius (p. 272.) sagen alle ebendasselbe. Alle nennen die angeführte Stelle locum impium et scandalosissimum, locum offensionis plenissimum. Ich muß diesen noch einen Freund von mir beysetzen, nämlich den Herrn Adjunkt Schwarz in Wittenberg, welcher in sei-

ner ersten Exercitation in utrumque Samaritanorum Pentateuchum, gelegentlich eben diese Saite berührt.

Was wird man aber von mir denken, wenn ich kühnlich behaupte, daß alle diese Gelehrte, entweder nur Nachbeter sind, oder, wenn sie mit ihren eignen Augen gesehen haben, nicht haben construiren können. Ich sage: nicht können; denn auch das kann man nicht, woran uns die Vorurtheile verhindern.

Ich für meinen Theil, habe es dem nur gedachten Herrn Adjunkt Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mit blasen darf. Bey ihm habe ich die allererste Ausgabe des Cardanischen Werks de subtilitate in die Hände bekommen, und sie mit um so viel größrer Begierde durchblättert, da eben dasselbe Exemplar dem Philipp Melanchthon zugehöret hatte, von dessen eigner Hand, hier und da, einige kleine Noten zu lesen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Besitzer desselben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen konnte.

Ich will mich nicht länger verweilen, sie dem Leser vorzulegen; vorher aber nur noch einige Worte von der ersten Ausgabe selbst gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten schließe ich, daß sie Herr Vogt nicht selbst gesehen hat. Man vergleiche nur folgenden Titel mit dem seinigen: Hieronymi Cardani, Medici Mediolanensis, de subtilitate Libri XXI. ad illustr. principem Ferrandum Gonzagam, Mediolanensis provinciae prae-

praefectum. Nach dieser Aufschrift folgt auf den Titel selbst, eine kleine Anrede des Druckers an den Leser, in welcher er ihm die Vortrefflichkeit des Buchs anpreiset. Hier ist sie: Joh. Petrejus Lectori: Habes hoc in libro, candide Lector, plus quam sesquimille, variarum non vulgarium, sed difficilium, occultarum et pulcherrimarum rerum causas, vires et proprietates, ab authore hinc inde experimento observatas: quae non solum propter cognitionem delectabiles, sed etiam ad varios usus, tum privatos tum publicos, multo utiliores quam hactenus plurimorum scripta, quae, etsi ex philosophia sint, minoris tamen momenti esse, legens haec illa, haud mecum dissenties! uti singula in adjecto indice perspicue licet cernere. Unter diesem kurzen Buchhändlerpanegyrico stehet endlich: Norimbergae apud Jo. Petreium, jam primo impressum, cum privilegio Caes. atque Reg. ad Sexennium Ao. MDL. Das Format ist in Folio; die Stärke 373 Blätter, ohne das Register.

Nunmehr wird man es mir hoffentlich zutrauen, daß ich die streitige Stelle wirklich aus der ersten Originalausgabe anführen werde. — Aber man erlaube mir, daß ich es nicht lateinisch thun darf. Das Latein des Cardan ist so schlecht, daß der Leser nichts dabey einbüßt, wenn er es auch schon in eben so schlechtes Deutsch verwandelt sieht. Denn habe ich nicht die Güte des Ausdrucks auch in der Uebersetzung beybehalten müssen? Hier ist sie also:

Stelle aus dem XIten Buche des Cardanus de subtilitate.

"Die Menschen sind von je her, an Sprache, Sitten und Gesetzen, eben so sehr unter sich von einander unterschieden gewesen, als die Thiere von ihnen. Bey den Verehrern des Mahomets wird ein Christ, und bey beyden ein Jude nicht höher geschätzt, als der verworfenste Hund: er wird verspottet, verfolgt, geschlagen, geplündert, ermordet, in die Sklaverey gestoßen, durch die gewaltsamsten Schändungen gemißhandelt, und mit den unsaubersten Arbeiten gemartert, so daß er von einem Tiger, dem man die Jungen geraubet, nicht so viel auszustehen haben würde. Der Gesetze aber sind viere: der Götzendiener, der Juden, der Christen und der Mahometaner.

Der Götzendiener zieht sein Gesetz aus vier Gründen vor. Erstlich, weil er so oft, in den Kriegen wider die Juden, den Sieg davon getragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Gesetze ganz und gar zu vertilgen; es müsse daher dem höchsten Werkmeister und Regenten, die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr, als die Verehrung vieler Götter, gefallen haben. Hernach sagen sie: so wie es sich, wenn das Volk einen obersten Regenten über sich habe, für jeden gezieme, in Privatsachen, und besonders in Kleinigkeiten, seine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten desselben zu nehmen, als dem Könige selbst, um jeder Ursach willen, beschwerlich zu fallen; eben so müsse man, da der höchste Gott sich um das, was hier auf Erden vorgeht, und wovon

die Angelegenheiten der Privatpersonen den allerkleinsten Theil ausmachen, sehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, die dieser höchste Gott zu seinen Dienern geordnet hat, bey nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen selbst, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdigen Ursache, mit Bitten belästigen. Endlich behaupten sie, daß durch dieses Gesetz, und durch diese Beyspiele, indem sie Hoffnung machten, nach dieser Sterblichkeit göttlich verehrt zu werden, viele wären angetrieben worden, sich durch Tugenden berühmt zu machen, als Herkules, Apollo, Jupiter, Merkurius, Ceres. Was aber die Wunder anbelange, so könnten sie eben so wohl Exempel der offenbaren Hülfe ihrer Götter und Orakelsprüche anführen, als irgend andre. Auch sey unsre Meynung von Gott und dem Ursprunge der Welt, nicht allein nicht weniger abgeschmackt, sondern auch noch abgeschmackter, als ihre, welches aus dem Streite unter den andern Gesetzen, und aus dem Hasse derselben gegen alle Weltweise, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Diese aber werfen ihnen die Menschenopfer, die Verehrung todter Bildsäulen, und die Menge der Götter vor, welche auch von den ihrigen selbst verlacht würden; desgleichen die schändlichen Laster dieser ihrer Götter, die man sich schon an einem Menschen einzubilden schäme, und die undankbare Vergessung des allerhöchsten Schöpfers.

Nachdem diese also, auf besagte Art, widerlegt worden, so steht der Jude wider die Christen auf. Wenn in unserm Gesetze, sagt er, Fabeln

enthalten sind, so sind sie alle auch auf euch gekommen, die ihr unser Gesetz annehmet. Die Einheit Gottes hat niemand so unverfälscht verehrt als wir; und von uns stammet diese Wahrheit auch her. Ferner kann sich kein Gesetz so großer Wunder und Zeichen, und kein Volk eines solchen Adels rühmen. Hierauf aber sprechen die übrigen wider dieses Gesetz: alles das, was untergegangen sey, müsse Gott nicht gefallen haben; sie, die Juden, hätten wider ihre Propheten gewüthet; ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt ein Abscheu gewesen, und diejenigen, welche von den Christen und Mahometanern verehret würden, die befehle ihnen ihr eignes Gesetz anzubeten.

Nachdem auch dieses Gesetz übern Haufen geworfen, so streitet nunmehr der Christ wider den Mahometaner. Dieser Streit ist schärfer, und wird auf beyden Theilen mit großen Kräften unterstützet, von welchen das Wohl ganzer Reiche und Länder abhängt. Der Christ stützet sich besonders auf vier Gründe. Erstlich, auf das Zeugniß der Propheten, welche alles, was sich mit Christo zugetragen, so genau erzählten, daß man glauben sollte, es sey nicht vorher gesagt, sondern nachdem alles schon geschehen, aufgeschrieben worden. Diese aber melden nicht das geringste von dem Mahomet. Zweytens, auf das Ansehen der Wunderwerke Christi, die von solcher Größe und Beschaffenheit gewesen sind, daß sie mit den Wundern der Mahometaner in keine Vergleichung kommen: wie zum Exempel die Auferweckung der Todten, des Lazarus, des Mägdleins und des Sohnes der Wittwe. Die

Wunderwerke der Mahometaner hingegen, das Herabfallen der Steine von den schwarzen Vögeln, oder die Verbergung in der Höhle, wie er in seinem Koran lehret, oder dieses, daß er in einer Nacht von Mecca nach Jerusalem wäre geschickt, oder versetzt worden, oder seine Aufnahme in den Himmel, oder seine Zertheilung des Mondes; alle diese können entweder nicht mit Zeugen bestätigt werden, oder sind ganz und gar keine Wunder. Daß Steine von Vögeln herabgeschmissen werden, dieses ist zwar etwas wundersames, und mag es immerhin gewesen seyn, aber ein Wunder ist es nicht; daß der Mond zertheilt scheinet, dieses ist weder ein Wunder noch etwas wundersames. Von Mecca nach Jerusalem versetzt werden, oder in den Himmel hinansteigen, dieses wäre zwar ein Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der dritte Grund wird von den Geboten Christi hergenommen, welche nichts enthalten, was mit der Moral oder mit der natürlichen Philosophie streitet. Was sein Leben anbelangt, darin kann es ihm niemand gleich thun, und wenn es auch der allerbeste wäre; aber es nachahmen kann ein jeder. Was können? sag ich. Ja, so viel du dich von seinem Exempel entfernst, so viel Gottlosigkeit nimmst du an. Mahomet hingegen räth Mord und Krieg und den Thurm im Paradiese; das Paradies aber beschreibt er so, daß man darin heyrathe, von schönen Knaben bedient würde, Fleisch und Aepfel esse, Nektar trinke, auf seidnen Betten liege, und unter dem Schatten der Bäume Edelsteine und seidne Lager besitze. Welcher gesunde Verstand wird dadurch nicht beleidigt? Und wie abgeschmackt ist nicht jenes Vorgeben im Korane,

nach welchem Engel und Gott für den Mahomet beten sollen? Desgleichen die Erdichtung, daß Gott von der Erde gen Himmel hinansteige, und daß er selbst bey den Geistern, seinen Dienern, schwöre. Was soll man von der Historie mit dem Kameele, wenn es anders eine Historie, und nicht vielmehr eine Fabel ist, sagen, die wenigstens fünfmal wiederholet wird? Hierzu kommt noch, als der letzte Grund für die Christen, dieses, daß unser Gesetz von sehr wenigen unerfahrnen und armen Leuten, gegen so viele Kaiser und reiche Priester der Götzen ist gepredigt worden, und daß es, da es auch schon von innerlichen Spaltungen geschwächt war, dennoch des ganzen Erdkreises sich bemächtiget hat.

Nun haben aber auch die Mahometaner fünf Beweisgründe für sich. Erstlich, sagen sie: Die Christen verehrten die Einheit Gottes nicht so lauter, als sie; die Christen gäben ihm einen Sohn, welcher ebenfalls Gott sey. Wann aber, fahren sie fort, mehrere Götter sind, so werden sie auf einander erbittert seyn, weil dieses bey einem Reiche etwas unvermeidliches ist, daß es von vielen ohne Eifersucht nicht kann verwaltet werden. Es ist aber auch etwas gottloses, dem erhabensten Gott, dem Schöpfer aller Dinge einen beyzugesellen, der ihm gleich sey, da er doch der allerhöchste ist, und ihm einen Sohn zu geben, da er doch keinen braucht, und ewig ist. Ueber das also, sagen sie, was die Christen ihm beylegen, empören sich die Himmel, und die Erde fliehet vor Entsetzen davon. Gott wird daher bey ihnen eingeführet, als ob er sich beklagte; und Christus, als

ob er sich entschuldigte; daß er sich dieses nicht selbst, sondern, daß es ihm andre, wider seinen Willen, beygelegt hätten. Der zweyte Beweisgrund kommt von dem Mahomet selbst, welcher den Christen zur Last legt, daß sie die Bilder anbeten, und daß sie also Verehrer der Götter, und nicht eines einzigen Gottes zu seyn scheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, welcher aus dem Erfolge hergenommen ist, indem sie schon so viel Siege erfochten, und schon so viel Provinzen erobert hätten, daß das christliche Gesetz kaum ein Theil des mahometischen würde zu nennen seyn, wann nicht, durch Vorsorge unsers Kaisers, schon zum Theil eine andre Welt in der christlichen Religion wäre unterrichtet worden. Ist es aber, sagen sie, nun nicht wahrscheinlich, daß Gott denjenigen wohlwolle, welche einen richtigern Glauben haben? Er könnte ja so viele mit der allerkleinsten Hülfe retten, wenn er sich nicht von ihnen abgewandt hätte, und sie freywillig verderben wollte. Was aber ihr Leben und ihre Sitten anbelangt, so geben diese ihrem Gesetze kein geringes Ansehen, indem auf eine ganz umgekehrte Weise, wir dem Mahomet und sie Christo nachzuahmen scheinen; sie beten, sie fasten, sie bedienen sich einer sehr simpeln, ja der allersimpelsten Tracht, sie enthalten sich des Mordes, der Glücksspiele, des Ehebruchs, und der abscheulichsten Lästerungen gegen Gott, von welchen vier Lastern hauptsächlich die Völker der Christenheit, fast ganz und gar überschwemmt sind. Und was sagt man, wenn man die Ehrbarkeit ihrer Weiber, und die Verehrung ihrer Tempel betrachten will? Was endlich die Wunder anbelangt, so behaupten sie, daß wir nur erzählte

Wunder haben, sie aber noch bis jetzt gegenwärtige. Einige enthalten sich viele Tage lang des Essens; andre brennen sich mit Feuer, und zerfleischen sich mit Eisen, ohne das geringste Zeichen eines Schmerzes von sich zu geben. Viele können durch den Bauch reden, welche ehedem Engastrimuthi genennt wurden; dieses aber können sie besonders alsdenn, wenn sie gewisse Orgia begehen, und sich im Kreise herumdrehen. So wie es mit diesen drey Punkten seine völlige Richtigkeit hat, indem sie, wie wir oben erinnert haben, natürlicher, obgleich wundersamer Weise zugeben; so ist es hingegen eine blose Erdichtung, daß bey ihnen auch Kinder von Weibern, ohne Beyschlaf, geboren würden. Auch sogar ihre Heiligen haben sie, welche durch wunderbare Hülfleistungen berühmt sind: den Sedichasim zum Siege; den Vanus zum Frieden; den Ascichus zur Wiederversöhnung der Eheleute; den Mirtschinus zur Bewahrung des Viehes; den Chidirelles für die Reisenden, der auf einem bunten Pferde sitzend, ihnen begegnen, und den rechten Weg zeigen soll. Sie heben auch noch die Schuh desjenigen auf, welcher von einem Könige unschuldiger Weise verdammt, und in einen glühenden Ofen geworfen worden, gleichwohl aber, nach Art der drey Männer im Feuerofen, deren die heilige Schrift gedenkt, unversehrt davon gekommen sey. Ganz bekannt ist endlich auch das Wunder des Mirathbeg, eines türkischen Regenten, welchen die Lateiner Amurath nennen, wodurch er aus einem großen und kriegerischen Könige, ein Priester geworden ist, und sich freywillig in ein Kloster eingeschlossen hat. — — „

So weit gehet der Streit, den Cardan die

vier Religionen unter einander führen läßt. Noch sind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenig Augenblicke versparen will, um die Rettung meines Philosophen desto besser in die Augen fallender zu machen. Man erlaube mir vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man gelesen hat, zu wagen.

Warum verdammt man eigentlich diese Stelle? Ist die Vergleichung der verschiednen Religionen, an und vor sich sebst, strafbar; oder ist es nur die Art, mit welcher sie Cardan unternommen hat?

Das erste, wird man sich wohl nicht in den Sinn kommen lassen, zü behaupten. Was ist nöthiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher als Ueberzeugung, ohne vorhergegangene Prüfung? Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eignen Religion schon zureiche; daß es nicht nöthig sey, die Merkmahle der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an andern aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — — Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen. Und benimmt man sich nicht, durch die Anpreisung dieser einseitigen Untersuchung, selbst die Hoffnung, daß die Irrgläubigen aus Erkenntniß unsre Brüder werden können? Wenn man dem Christen befiehlt, nur die Lehren Christi zu untersuchen, so befiehlt man auch dem Mahometaner, sich nur um die Lehre des Mahomet zu bekümmern.

Es ist wahr, jener wird darüber nicht in Gefahr kommen, einen bessern Glauben für einen schlechtern fahren zu lassen; allein dieser wird auch die Gelegenheit nicht haben, den schlechtern mit einem bessern zu verwechseln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein schwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes setzen, der sich fürchtet, sie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr kann nichts seyn, und auch die Verläumdung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unsinn, und auf der andern nichts als Vernunft sehe. Was folgt also daraus? Daß der Christ, bey der Vergleichung der Religionen, nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann; daß sie nicht nur, nicht zu untersagen, sondern auch anzupreisen ist.

Cardan muß also in der Art dieser Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen sehen. Es kann auf eine gedoppelte Art geschehen seyn. Entweder er hat die Gründe der falschen Religionen allzustark, oder die Gründe der wahren allzuschwach vorgestellt.

Hat er wohl das letztere gethan? — — Ich verlange unpartheyische Leser; und diese sollen es mir sagen: ob einer von allen den unzählbaren Gottesgelehrten und Weltweisen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der christlichen Religion erwiesen haben, einen Grund mehr, oder eben dieselben Gründe stärker vorgetragen hat, als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht stärker. Man weiß, daß die vornehmsten derselben die historischen sind; und

welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kann dieser Arten drey annehmen. Historische Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menschwerdung des Heilandes hergenommen sind; historische Gründe aus den Zeiten des Heilandes selbst, und endlich historische Gründe aus den Zeiten die nach ihm gefolgt sind. Die ersten sind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern sind die, welche auf den Wundern unsers Erlösers beruhen; und die dritten werden aus der Art, wie die christliche Religion ausgebreitet worden, hergeholt. Alle diese hat Cardan mit wenig Worten, aber mit sehr nachdrücklichen, berührt. Was kann man von den Vorherkündigungen der jüdischen Propheten stärkers sagen, als dieses: daß sie in Christo so genau erfüllet worden, daß man sie eher für Erzählungen, die nach geschehener Sache aufgesetzt worden, als für das, was sie sind, halten sollte? Kann die Zweydeutigkeit derselben mit ausdrücklichern Worten geleugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit lieblosen Vermuthungen so weit gehen werde, daß man behaupte, Cardan habe, eben durch diesen Zusatz, sie verdächtig machen, und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man sie eigentlich zu halten habe. So unsinnig kann kein vernünftiger Mann seyn, welcher es weiß, daß noch jetzo ein ganzes Volk ihr unverfälschtes Alterthum, zu seiner eignen Widerlegung, behauptet. — Auch von den Wundern Christi spricht unser Philosoph sehr scharfsinnig, und bemerkt zwey Dinge dabey, deren eines bey den Wundern der falschen Religionen immer mangelt. Er behauptet, daß sie wirkliche Wunder sind, und behauptet, daß sie, als solche,

von glaubwürdigen Zeugen bekräftiget worden. Er unterscheidet sie also von den Täuschereyen eines gelehrten Betrügers, welcher einem unwissenden Pöbel das Seltene für das Göttliche, und das Künstliche für das Wunderbare verkauft. Er unterscheidet sie auch ferner von den Prahlereyen der Schwärmer, die wer weiß was wollen gethan haben; nur Schade, daß es niemand gesehen hat. Kann man ihre Glaubwürdigkeit besser, oder kann man sie nur anders beweisen? — Endlich sehe man auch, wie gründlich er von dem Beweise aus der Fortpflanzung der christlichen Religion redet. Er berührt nichts davon, als was wirklich eine schließende Kraft hat; und läßt alles Zweifelhafte weg. Er sagt: sie ward von armen Leuten geprediget; man kann sie also aus keinen eigennützigen Absichten angenommen haben: und diese armen Leute waren noch dazu unwissend, folglich waren sie denen, die sie bekehrten, am Verstande nicht überlegen, und was sie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuschreiben. Er bemerkt den Widerstand der ihnen natürlicher Weise unüberwindlich gewesen wäre; und bemerkt auch etwas, welches ich nur von wenigen bemerkt finde. Dieses nämlich, daß unsre Religion auch alsdann nicht aufgehört hat, sich die Menschen unterwürfig zu machen, da sie von innerlichen Sekten zerrissen und verwirret war. Ein wichtiger Umstand! Ein Umstand, welcher nothwendig zeigt, daß in ihr etwas seyn müsse, welches unabhänglich von allen Streitigkeiten seine Kraft zu allen Zeiten äussert. Und was kann dieses anders seyn, als die immer siegende Wahrheit? Cardan läßt bey diesem Beweise nichts weg, als das, was ich wünschte,

daß man es immer weggelassen hätte. Das Blut der Märtyrer nämlich, welches ein sehr zweydeutiges Ding ist. Er war in ihrer Geschichte, ohne Zweifel, allzuwohl bewandert, als daß er nicht sehr viele unter ihnen bemerken sollte, die eher Thoren und Rasende genannt zu werden verdienen, als Blutzeugen. Auch kannte er ohne Zweifel das menschliche Herz zu gut, als daß er nicht wissen sollte, eine geliebte Grille könne es eben so weit bringen, als die Wahrheit in allem ihren Glanze. Kurz, er ist nicht allein ein starker Verfechter des christlichen Glaubens, sondern auch ein vorsichtiger. Zwey Dinge, die nicht immer beysammen sind. — — Man betrachte noch das Uebrige! Cardan hätte es bey den historischen Gründen können bewenden lassen; denn wer weiß nicht, daß, wenn diese nur ihre Richtigkeit haben, man sonst alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müsse? Allein er ist zu klug, diese Aufopferung der Vernunft, so gerade hin, zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Lehre Christi nichts enthalte, was mit der Moral und mit der natürlichen Weltweisheit streite, oder mit ihr in keine Einstimmung könne gebracht werden: nihil continent praecepta Christi a philosophia morali aut naturali obsonum, sind seine eigne Worte. Das ist alles, was man verlangen kann! Man sage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeschweift sey, und unsrer Religion ihre eigenthümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft, vor sich allein, nicht kommen kann, absprechen wolle. Wenn dieses seine Meynung gewesen wäre, so würde er sich ganz anders ausgedrückt haben; die

Lehre Christi, hätte er sagen müssen, enthält nichts anders, als was die Moral und natürliche Philosophie enthält; nicht aber: was sie enthält, harmonirt mit diesen. Zwey ganz verschiedne Sätze! Besonders dringt er auf die Vortrefflichkeit der christlichen Moral, und sagt klar, daß nur Christus das vollkommenste Muster aller Tugenden sey: illius vitam aequare nemo quamvis optimus, imitari autem quilibet potest. Quid potest? Imo quantum ab illius exemplo abscedis, tantum nefarii moris induis. Man wäge diese Worte, die ich vielleicht in der Uebersetzung zu schwach gegeben habe! Aber man sage mir nun endlich auch, ob man mehr Gutes von unsrer Religion sagen könne? Wer mehr Gründe verlangt, verräth, meines Erachtens, Lust, gar keine Statt finden zu lassen; und wer mehrere beybringt, Begierde, lieber viele und schlechte, als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte diese Stelle des Cardan für den gründlichsten Auszug, den man aus allen Vertheidigungen der christlichen Religion, die, vor ihm und nach ihm, sind geschrieben worden, machen kann.

Noch ist der zweyte Fall zurück. Wann Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geschwächt hat, so kann er doch der Lüge Farbe und Leben gegeben, und sich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieses verdient erwogen zu werden.

Vor allen Dingen frage ich also: ob es erlaubt sey, bey Untersuchung der Wahrheit, sich die Unwissenheit seines Gegners zu Nutze zu machen? Ich weiß wohl, daß man in bürgerlichen Händeln

nicht nöthig hat, seinem Widersacher Beweise gegen sich an die Hand zu geben, ohne die er seine Sachen sogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Rasenden halten, der es thäte, wann er nicht gewiß wäre, daß er alles und jedes auf das augenscheinlichste widerlegen könne. Aber warum? Weil sein Verlust nothwendig mit des andern Gewinne verbunden ist; und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit seinem Ausspruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiste Recht vor sich zu haben scheinet. Dieses aber findet sich, bey den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man streitet zwar um sie; allein es mag sie der eine oder der andre Theil gewinnen, so gewinnt er sie doch nie für sich selbst. Die Parthey welche verlieret, verlieret nichts als Irrthümer; und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern, Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit ist daher das erste, was ich an einem Weltweisen verlange. Er muß mir keinen Satz deswegen verschweigen, weil er mit seinem System weniger überein kömmt, als mit dem System eines andern; und keinen Einwurf deswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber, so ist es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geschäfte macht, und sie in die engen Grenzen seiner Untrüglichkeit einschließen will. — Diese Anmerkung also voraus gesetzt, möchte ich doch wissen, wie man eine ernsthafte Beschuldigung daraus machen könne, wenn ein Philosoph auch die falschen Religionen, und allergefährlichsten Sophistereyen in das allervortheilhafteste Licht setzt, um sich die Widerlegung, nicht sowohl

leicht, als gewiß zu machen? Ich möchte doch wissen, was denn nunmehr daraus folgte, wenn es auch wahr wäre, daß Cardan, den heidnischen, jüdischen und türkischen Glauben, mit so vielen und starken Gründen unterstützt hätte, daß auch die allerfeinsten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzu thun könnten? Würden sie deswegen weniger falsch bleiben, oder würde unser Glaube deswegen weniger wahr werden? — Doch es fehlt viel, daß Cardan dieses gethan habe, daß ich ihm vielmehr, zu meinem großen Leidwesen, gleich das Gegentheil Schuld geben muß.

Ich behaupte also, er sey mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren, als mit der christlichen; die übrigen alle hat er mit den allerschlechtesten Gründen unterstützt, und mit noch schlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurtheile zu seyn, um hierin mit mir überein zu kommen. Ich will von der heidnischen nichts, und von der jüdischen nur wenig gedenken. Wider diese läßt er die übrigen Drey den Einwurf machen: daß Gott dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe lassen untergehen. Ist sie denn untergegangen die jüdische Religion? Wie wann ihr jetziger Zustand, nichts als eine verlängerte Babylonische Gefangenschaft wäre? Der Arm, der sein Volk damals rettete, ist noch jetzt ungeschwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams die Schwierigkeit, die Nachkommenschaft dieses Frommen wieder in ihr Erbtheil zu führen, nur darum sich so häufen, und nur darum so unübersteiglich werden lassen, um seine Macht und Weisheit in einem desto herrlichern

Glanze,

Glanze, zur Beschämung ihrer Unterdrücker, an den Tag zu legen. Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Israelite geantwortet haben; unser Gott hat uns so wenig verlassen, daß er auch in seinen Strafgerichten, noch unser Schutz und Schirm bleibt. Wann er nicht über uns wachte, würden wir nicht längst von unsern Feinden verschlungen seyn? Würden sie uns nicht längst von dem Erdboden vertilgt, und unsern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöschet haben? In alle Winkel der Welt zerstreut; und überall gedrückt, beschimpft und verfolgt, sind wir noch eben die, die wir, vor tausend und viel mehr Jahren, gewesen sind. Erkenne seine Hand, oder nenne uns ein zweytes Volk, das dem Elende so unüberwindliche Kräfte entgegen setzt, und bey allen Trübsalen den Gott anbetet, von dem diese Trübsalen kommen; ihn noch nach der Weise ihrer Väter anbetet, die er mit Guten überschüttete. Was dieser Gott zu dem Satan sagte, als er seinen Mann, Hiob, auf die Probe stellen wollte: Siehe da, er sey in deiner Hand, doch schone seines Lebens! eben das sprach er zu unsern Feinden: mein Volk sey in eurer Hand, doch schonet seines Lebens! da sind die Grenzen eures Tobens; da ist das Ufer, an welchem sich die Wellen eures Stolzes brechen sollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahrt nur fort uns zu plagen; machet den Bedrängnissen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr sucht. Er hat ein schonet gesprochen; und was er spricht ist wahr. Umsonst werden Bildads und Zophars, aus unserm eignen Geschlechte, aufstehen,

und an unsrer guten Sache zweifeln; umsonst werden uns unsre eignen Weiber zurufen: haltet ihr noch fest an eurer Frömmigkeit? Ja, segnet Gott und sterbt! Wir wollen ihm nicht segnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren, und unser Gefängniß wenden, und uns zweyfältig so viel geben, als wir gehabt haben. — — Ich will meinen Israeliten nicht weiter reden lassen; es sey nur eine Probe, wie leicht er die Trugschlüsse des Cardan widerlegen könnte. Und eben so leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen dessen Glauben er noch ungerechter gewesen ist. Ungerecht sollte ich zwar vielleicht nicht sagen; weil Unwissenheit, ohne Zweifel, mehr Schuld daran hat, als der böse Wille. Die Nachrichten, die man zu seinen Zeiten, von dem Mahomet und dessen Lehren hatte, waren sehr unzulänglich, und mit tausend Lügen vermengt, welche die christlichen Polemici desto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichteres Spiel sie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Kenntniß davon erhalten, als durch die Werke eines Reland und Sale; aus welchen man am meisten erkannt hat, daß Mahomet eben kein so unsinniger Betrüger, und seine Religion eben kein bloßes Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und Verfälschungen sey. Aber bey dem allen ist Cardan noch nicht entschuldiget: er, der sich um so viel unbekannte Sachen bekümmerte, hätte sich auch hierum erst bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkenntniß voraussetzt, wenn sie einem Philosophen nicht unanständig seyn soll. Und was würde er

wohl haben erwidern können, wann sich ein Muselmann, der eben der gelehrteste nicht zu seyn braucht, folgender Gestalt mit ihm eingelassen hätte: „Man sieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein Christ bist, und daß dein Vorsatz nicht sowohl gewesen ist, die Religionen zu vergleichen, als die christliche, so leicht als möglich, triumphiren zu lassen. Gleich Anfangs bin ich schlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unsers Mahomets in eine Classe setzest, in welche sie gar nicht gehören. Das, was der Heide, der Jude und der Christ seine Religion nennet, ist ein Wirrwar von Sätzen, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen sich alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch nicht einmal erwiesen ist. Durch diese wollen sie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unsrigen, Wahrheiten seyn können. Sie erkennen es selbst, und nennen sie daher Geheimnisse; ein Wort, das seine Widerlegung gleich bey sich führet. Ich will sie dir nicht nennen, sondern ich will nur sagen, daß eben sie es sind, welche die allergröbsten und sinnlichsten Begriffe von allem, was göttlich ist, erzeugen; daß sie es sind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, sich seinen Schöpfer auf eine anständige Art zu gedenken; daß sie es sind, welche den Geist zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen, und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennet. Diesem gebt ihr die Schlüssel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr sie mit genauer Noth zu einer etwanigen Begleiterin desselben gemacht! Die Verehrung heiliger Hirngespen-

ster, macht bey euch ohne Gerechtigkeit selig; aber nicht diese ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten selbst ist es nur zum Theil geglückt, euch die Augen zu eröffnen, und ich sollte es unternehmen? Wirf einen Blick auf sein Gesetz! Was findest du darin, das nicht mit der allerstrengsten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einzigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maaßgebung unsrer Thaten, gewiß treffen wird. Dieses glauben wir, oder vielmehr, damit ich eure entheiligten Worte nicht brauche, davon sind wir überzeugt, und sonst von nichts. Weißt du also, was dir obliegt, wann du wider uns streiten willst? Du mußt die Unzulänglichkeit unsrer Lehrsätze beweisen! Du mußt beweisen, daß der Mensch zu mehr verbunden ist, als Gott zu kennen, und tugendhaft zu seyn; oder wenigstens, daß ihn beydes die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wann du das Christenthum über uns erheben willst. Mahomet hat niemals dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern wahrscheinlich zu machen. Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probierstein ein jeder bey sich führet. Wann einer aufstehet, und sagt: ich bin der Sohn Gottes; so ist es billig, daß man ihm zuruft: thue etwas, was ein solcher nur allein thun könnte! Aber wenn ein anderer sagt: es ist nur ein Gott, und ich bin sein Prophet; das ist, ich bin derjenige, der sich bestimmt

zu seyn fühlet, seine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennet, zu retten; was sind da für Wunder nöthig? Laß dich also das Besondere unsrer Sprache, das Kühne in unsrer Art zu denken, welche den geringsten Satz in blendende Allegorien gern einschließt, nicht verführen, alles nach den Worten anzunehmen, und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir selbst sehr betroffen seyn würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir schenken euch gar gerne diese übernatürlichen — — — ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll? Wir schenken sie euch, sage ich, und danken es unserm Lehrer, daß er seine gute Sache nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bey deren Unterstützung Mahomet predigte. Es ist wahr, er und seine Anhänger haben sehr viel, und Christus und seine Apostel haben gar kein Blut vergossen. Aber glaubst du wohl, daß das, was bey euch eine Grausamkeit gewesen wäre, es bey uns nicht ist? Gieb Acht, es wird auf das vorige hinauskommen! Wann der, welcher unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchstens nur deswegen glauben kann, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, der mich nicht hintergehen wird; wann der, sage ich, den Glauben mit dem Schwerte erzwingen will, so ist er der verabscheuungswürdigste Tyrann, und ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt verdienet. Wann aber der, welcher die Ehre des Schöpfers rettet, halsstarrige Verruchte findet, die nicht einmal das, wovon die ganze Natur zeuget, die nicht einmal seine Einheit bekennen wollen, und diese von dem Erdboden vertilgt, den sie entheiligen, so ist er kein Tyrann; er ist — —

wann du ihn ja keinen Propheten, der Friede verkündiget, nennen willst, nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubst du in der That, daß Mahomet und seine Nachfolger ein ander Bekenntniß von den Menschen gefordert haben, als das Bekenntniß solcher Wahrheiten, ohne die sie sich nicht rühmen können, Menschen zu seyn. Weißt du was Abu Obeidach an die von Jerusalem schrieb, als er diesen heiligen Ort belagerte? „Wir „verlangen von euch, zu bezeugen, daß nur ein „Gott und Mahomet sein Apostel ist, und daß ein „Tag des Gerichts seyn wird, da Gott die Todten „aus ihren Gräbern erwecken will. Wann ihr die„ses Zeugniß ablegt, so ist es uns nicht erlaubt, „euer Blut zu vergiessen, oder uns an euerm Haab „und Gut, oder Kindern zu vergreifen. Wollt ihr „dieses ausschlagen, so bewilliget Tribut zu bezah„len, und uns unterwürfig zu seyn: sonst will „ich Leute wider euch bringen, welchen der Tod „süßer ist, als euch der Wein und das Schweine„fleisch. — *) Siehe, diese Aufforderung ergieng an alle! Nun sprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollten? Stoße dich nicht daran, daß man von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Gesandten Gottes zu erklären. Diese Clausel mußte beygefügt werden, um zu ersehen, ob sie auch die Einheit Gottes recht eigent-

*) Okley aus einer geschriebenen arabischen Geschichte des heiligen Landes.

lich annehmen wollten; denn auch ihr behauptet sie anzunehmen, aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zuletzt über dich. Du glaubst, daß wir die sinnlichen Vorstellungen des Paradieses nach den Buchstaben verstehen. Sage mir doch, wenn ich euren Koran recht gelesen habe, versteht ihr die Beschreibung eures himmlischen Jerusalems auch nach den Buchstaben?" — —

Doch ich glaube, das heißt lange genug einen andern reden lassen. Ich ergreife das Wort wieder selbst, und sage, daß es mich, bey so gestalten Sachen, nicht wundern würde, wann besonders die Mahometaner den guten Cardan, im Fall, daß sie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boshaftesten Verläumder rechnen sollten; daß es mich aber sehr wundert, wann die Christen ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe also noch den letzten Schritt zu thun. — — Je nun, wird man, ohne Zweifel, sagen, so mag denn die Stelle selbst so unschuldig seyn, wie sie will; genug daß Cardan durch einen gottlosen Schluß sein Innerstes nur allzu unglücklich verrathen hat. Das Igitur his arbitrio victoriae relictis, ist so erschrecklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu etwas bessern, als zu einer Geringschätzung alles Göttlichen zu machen.

Da sey Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! Die Stelle muß sich selbst retten, oder ich will derjenige seyn, welcher am meisten wider

sie eifert. Man gehe also einen Augenblick zurück, und sehe wo ich oben auf der 72ten Seite aufhörte. Und sich freywillig in ein Kloster eingeschlossen hat; waren die letzten Worte. Auf diese nun folgen unmittelbar folgende, die ich, der größern Glaubwürdigkeit wegen, in ihrer Sprache anführen will. Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Doch wollte Gott, heißt dieses, daß man ihre Waffen eben so leicht überwinden könnte, als man diese ihre Einwürfe zunichte machen kann. Allein die Sache ist zu den Waffen gekommen, wo der stärkere Theil mehrentheils den bessern überwindet. — — Nunmehr verläßt Cardan auf einmal diese Materie, und wendet sich zu den Verschiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Uebergange braucht, sind die so oft verdammten Worte: Igitur his arbitrio victoriae relictis, ad provinciarum discrimina transeamus.

Wenn ich ein Mann von Ausrufungen wäre, so würde ich mich jetzt ganz und gar darin erschöpfen. Ich würde mit manchem O und Ach zu verstehen geben, daß auch nicht das allerdeutlichste vor lieblosen Verdrehungen sicher sey. Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünschen, daß sie der liebe Gott ja für Neider behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verläumden wollen.

Doch ich will alles dieses nicht thun, sondern blos die Stelle in ihrem Zusammenhange noch einmal hersetzen: Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriae relictis, transeamus etc. O sagen Sie mir doch, meine Herren, Scaliger, Mersennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Saltheníus, Freytag, Schwarz, worauf geht denn his? Warum soll es denn auf den Inhalt zweyer vorhergehenden Seiten gehen, und warum nicht auf arma? Warum soll es denn heißen: ich will es auf das gute Glück ankommen lassen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird; und warum denn nicht vielmehr: wir müssen es dem Glücke überlassen, ob die Waffen der Mahometaner, oder die Waffen der Christen die Oberhand, nicht in ihren Lehrsätzen, sondern in den Schlachten, davon tragen werden? Ist denn beydes etwa einerley? Was haben sie an dem letztern Sinne zu tadeln? Dieses doch wohl nicht, daß sie ihre fromme Galle nicht daran auslassen können? Wenn ein anderer an meiner Stelle wäre, der würde die seinige vielleicht an ihnen auslassen.

Alles dieses ist so klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzu zu setzen. Es würde scheinen, als ob ich mit meinen Lesern selber streiten wollte, die mir ohne Zweifel, gleich bey dem ersten Worte die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl diese Worte hernach geändert? — — Als wenn man

nur alles änderte, was man selbst für unrecht erkennet; als wenn man es nicht auch oft mit dem allerunschuldigsten thäte, wenn man sieht, daß Gegner Gift daraus saugen wollen.

Hier würde es vielleicht nicht undienlich seyn, zu bestimmen, in welcher Ausgabe diese Veränderung am ersten vorgenommen worden; allein ich muß diese Arbeit demjenigen überlassen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe zu allem Unglücke keine andre Ausgabe bey der Hand, als eine von den jüngsten, wo es nicht gar die allerjüngste ist; nämlich die von 1664 in Basel bey Emanuel König. Und auch von dieser kann ich nicht einmal sagen, nach welcher ältern Ausgabe sie abgedruckt worden; ich vermuthe aber nach derjenigen, welche Cardan, ohne Zweifel, in dem Jahre 1560 zum zweytenmale übersah; weil ich, sowohl die zweyte Zuschrift an den Herzog von Suesse, als auch die Actionem primam in Calumniatorem dabey finde. Dem sey unterdessen, wie ihm wolle, ich will so viel thun, als ich thun kann, und die Aenderungen bemerken, die Cardan in dieser ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urtheilen, gemacht hat.

Man irret sich sehr, wenn man glaubt, daß er nichts als die Worte Igitur his etc. ausgestrichen und mit andern, weniger anstößigen, wenn Gott will! ersetzt habe. Ich bemerke sonderlich drey Stellen, welche sich in der Original-Ausgabe vorzüglich befinden, und in den verbesserten weggeblieben sind. Die erste ist die, welche man in vorhergehendem auf meiner 96. Seite findet, wo an=

statt der Worte: und wie abgeschmackt, bis seinen Dienern schwöre, Cardan folgende zu setzen für gut befunden hat: Absurda nonne sunt, quod fingant Deum ascendere ad coelum e terris, et quod ipse etiam per Daemones servos suos juret. Man sieht also, daß er aufrichtig genug gewesen ist, die abgeschmackte Beschuldigung wegzulassen, die er daselbst dem Koran macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger gewesen wäre und auch das übrige weggelassen hätte. Denn was will er damit? Wie kann er dem Koran etwas zur Last legen, wovon die heilige Schrift selbst nicht frey ist? Wird nicht auch in dieser, von dem Herauf- und Herabsteigen Gottes unzähligemal geredet? Und wenn schon nicht darin gesagt wird, daß Gott bey dem Himmel und bey der Erde schwöre; so schwört er doch bey seiner Seele. Ein Ausdruck der ohne Zweifel, auch seine Erklärungen nöthig hat. Die zweyte Stelle ist der ganze erste Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verläugnung sie den Christen Schuld geben, hergenommen ist (Siehe oben S. 70. von: Nun haben aber auch ꝛc. bis S. 71. der zweyte Beweisgrund kommt.) Alles dieses hat er in wenig Worte folgender Gestalt zusammen geschmolzen: At Mahumetani et ipsi monumenta habent. Primum quod Christiani non eam quam ipsi in Deo simplicitatem colant, et quod Christicolae imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei unius cultores. Die dritte Stelle ist endlich die, wo Cardan von

den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die geringste Spur sehe. Sie geht auf S. 72 an: Auch sogar Heilige haben sie bis zu Ende des ganzen Ortes, eingeschlossen hat. — — Von diesen drey Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben, allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, sagen soll, weiß ich nicht. Ich finde nämlich, daß er auch diejenige Worte, die zur Rettung seiner guten Gesinnung so vortrefflich sind, nämlich: Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem, gänzlich weggelassen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 72ten Seite abgebrochen habe, und setzt anstatt des berichtigten Ueberganges nichts als die kahlen Worte: Sed haec parum philosophos attinent, pro quibus institutus est sermo: ad provinciarum miracula transeamus.

Ich nenne diese Worte hoffentlich mit Recht kahl, und wer weiß, ob ich ihnen nicht noch ein härter Beywort geben sollte. Dem guten Cardan ist es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die sich eben so wenig, als er, auf das Verbessern verstanden haben. Setzt er nicht offenbar für etwas anstößiges, noch etwas anstößigers? Was hindert es, sein haec parum philosophos attinent zu übersetzen: Was hat sich ein Philosoph um die Religionen zu bekümmern? Was geht ihn das abergläubische Zeug an? Ich weiß wohl, seine

Meynung ist so arg nicht, und er will weiter nichts sagen, als: Dieses geht diejenigen Weltweisen, für die ich hier schreibe, die Naturforscher nämlich, weniger an. Er meynt also nicht die Weltweisen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein sehr würdiger Gegenstand sind. Allein nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will?

Ich will nur noch ein Paar Worte von der Ordnung, in welcher die verschiedenen Ausgaben der Bücher de subtilitate, auf einander gefolgt sind, beyfügen, und alsdann mit einer Anmerkung schliessen, die vielleicht von einigen Nutzen seyn kann. Die erste Ausgabe ist ohne allen Streit die oben angeführte von 1550 in Nürnberg. Für die zweyte hält Herr Freytag eine Ausgabe von Basel, ohne Jahrzahl in Folio; für die dritte, die von 1554 gleichfalls in Basel bey Ludowico Lucio; und für die vierte, die von 1560 welche in 8vo an ebendemselben Orte herausgekommen ist. Ueber diese Folge wird er mir erlauben, einige Anmerkungen zu machen. I. Cardan sagt es ausdrücklich selbst, in seiner Actione prima auf der 728. S., daß die zweyte Ausgabe seines Buchs, 1554, und zwar im Anfange des Jahrs, erschienen sey. De la Monnoye, welchen Herr Freytag tadelt, könnte also doch wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß die anstößigen Worte in derselben wären verbessert worden. Doch ich muß auch dieses zu Herrn Freytags Entschuldigung sagen, daß Cardan wenn er die Ausgabe von 1554 die zweyte nennet, dadurch ohne Zweifel nicht sagen wolle, als ob die

erste niemals nachgedruckt worden sey; er nennt sie die zweyte, weil alle die vorhergehenden, als von einer einzigen Originalausgabe abgedruckt, nur für eine, in Ansehung des unveränderten Inhalts, anzusehen sind. II. Weil aber doch auf der Baselschen Ausgabe in Folio ohne Jahrzahl, sehr vieler Verbesserungen gedacht wird, weil man auch sogar die Actio prima auf den Titel genennet findet, so irret sich Herr Freytag ganz gewaltig, wenn er sie für die zweyte halten will. Wie ist das möglich? Hat dieser Bücherkenner vergessen, daß erst 1557 des Scaligers Exercitationes herausgekommen sind, und daß also die Actio prima, welches eine Antwort darauf seyn soll, von noch spätterm Dato seyn muß? III. Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freytags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1554 die dritte seyn kann, ist dieses der Grund, weil Cardan selbst, auf der 791. S. der Actio prima von einer prima et secunda Norimbergensi, desgleichen von einer Lugdunensi und Lutetiana redet: Von der Lugdunensi nun weiß ich es gewiß, daß diese 1551 in Oktav ans Licht getreten sey, weil sie der Verfasser, des in dem Xten Theile der Observationum Hallensium befindlichen Aufsatzes de libris raris ausdrücklich anführt. Ueberhaupt vermuthe ich, daß man aus diesen und vielen andern dabey vorkommenden Schwierigkeiten sich schwerlich jemals werde helfen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier ein Stückchen nach gelehrter Art gespielt, und um einerley Ausgabe mehr als einen Titel gedruckt haben.

Ich komme endlich auf die Anmerkung, mit welcher ich schließen will. Diese Beschuldigung des Cardan, welche ich hoffentlich unwidersprechlich zu Schanden gemacht, haben unsre Literatores aus den Händen der Katholiken; besonders eines hitzigen Mersennus. Ich will ihnen rathen, daß sie alles, was sie diesen Glaubensgenossen abborgen, vorher wohl untersuchen, ehe sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Diese Herren haben oft besondere Ursachen, dem und jenem Verfasser einen Schandfleck anzuhängen, welche bey uns wegfallen. Cardan zum Exempel, läßt die Vielheit der Götter in der streitigen Stelle, auf eben die Art vertheidigen, wie sie die Heiligen zu vertheidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beylegt. Sollte dieses die Katholiken nicht etwa weit mehr verdrossen haben, als alles andre; Allein sie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu suchen. Ich bitte dieses zu überlegen.

Rettung des Inepti Religiosi, und seines ungenannten Verfassers.

Diese ganze Rettung wird wider den Herrn Pastor Vogt gerichtet seyn; oder vielmehr sie wird diesem Gelehrten Gelegenheit geben, sich eines Umstandes wegen zu erklären, welcher, wenn er ihm erst nach seinem Tode sollte zur Last gelegt werden, seiner Aufrichtigkeit einen ziemlichen Stoß geben könnte. Ich habe für seine Verdienste alle Hochachtung; ja eben diese Hochachtung ist es, welche mich, diesen Schritt zu thun, bewegt.

Zur Sache! Der Herr Vogt gedenkt in seinem Verzeichnisse rarer Bücher, in dem Buchstaben J. einer Scharteke, welche, zu Anfange der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in lateinischer Sprache, unter folgendem Titel ans Licht gekommen ist: Ineptus Religiosus ad mores horum temporum descriptus M. I. S. Anno 1652. In Duodez, auf zwey Bogen. Das Urtheil, welches er davon fällt, ist folgendes: „ein

„höchst

„höchst seltnes aber böses und gottloses Büchelchen.
„Dem Exemplare, welches mir der Herr Görin:
„Superintendent in Minden, aus seiner zahlreichen
„Bibliothek mitgetheilet hat, war folgendes am
„Rande beygeschrieben: Mente cares, si res
„tibi agitur seria: rursus fronte cares si sic
„ludis amice Faber. Haec sunt Erasmi verba,
„alia occasione prolata, in hunc libellum op-
„time quadrantia. Sh. die vermischte Hamburgi-
„sche Bibl. Band III. S. 581. Ich will dasjenige
„daraus hersetzen, was man in dem 45. Paragra-
„pho lieset, und was den Sinn des Verfassers ver-
„räth: Omnes quaestiones et controversias
„ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Ni-
„hil suppone; semper quaeras: an Christus
„fuerit in rerum natura."

Ich habe an diesem Richterspruche zweyerley von Wichtigkeit auszusetzen: erstlich, daß Herr Vogt seinem Leser von dieser seltnen Schrift einen durchaus falschen Begriff macht; Zweytens, daß er die daraus angeführte Stelle offenbar verfälscht.

Der erste Punkt. Herr Vogt macht seinen Lesern einen ganz falschen Begriff davon. Er sagt, es sey ein höchst böses und gottloses Büchelchen. Ich aber sage, es sey ein sehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen. Wie werde ich diesen Gegensatz am besten beweisen? Nicht besser, glaube ich, als wenn ich es den unpartheyischen Leser selbst versuchen lasse, was es für Wirkungen bey ihm haben werde, wenn er es von einem Ende zum andern lesen sollte. Dieses also will ich thun; doch um

ihm den Verdruß zu ersparen, sich mit dem ziemlich barbarischen Lateine, in welchem es geschrieben ist, zu plagen, lege ich ihm nichts als einen deutschen Auszug davon vor. Einen Auszug, sage ich, und nicht eine Uebersetzung; damit ich in jenem das Gift, wenn anders welches darinnen ist, so nahe zusammen bringen kann, als möglich: und damit dieses auf einem Haufen, seine Kräfte gewiß äußere, wann es anders welche äußern kann.

Ich sage also, daß der Ineptus Religiosus eine kleine Schrift ist, die aus einer Zueignungsschrift, aus 53 Paragraphen, aus einem kleinen Gedichte, und endlich aus einer Stelle des Augustinus bestehet. Man betrachte eines nach dem andern. Zuerst die

Zueignungsschrift.

Hier ist das vornehmste davon. — — —

„Mein lieber Freund, du befindest dich jetzo außer „deinem Vaterlande, in den am Meere liegenden „Ländern Europens; deine größte Begierde geht da„hin, daß du, in allen Stücken, einen recht galan„ten Weltmann, und einen recht großen Geist aus „dir machen mögest. Das ist löblich, und ich hal„te es für eine Schuldigkeit, dich noch mehr dazu „aufzumuntern. Ich will dir so gar mit meinem „guten Rathe an die Hand gehen, und dir dasjenige „mittheilen, was ich, nach einer neulichen Untersu„chung, für das beste zu seyn fand, um ein nicht „unwürdiger Gottesgelehrter — — (so will ich unter„dessen das Wort Religiosus übersetzen,) dieses

„Jahrhunderts zu werden. Ich weiß gewiß, es „wird dir sehr nützlich seyn, und du wirst in kurzem sehr viel daraus lernen können. wenn du nur „folgsam seyn willst. Lebe wohl. Datum et con- „ceptum in otio febrili."

Nach dieser Zueignungsschrift, die nicht viel besser, als eine — — doch der Leser mag es selbst entscheiden, was sie zu versprechen scheinet? — — Hier fogt die Abhandlung selbst, deren Hauptsätze ich folgender Maaßen zusammen ziehe.

§. 1.

„Höre mir zu, der du dich von dem Pöbel absondern, zu einer größern theologischen Weisheit gelangen, und viel in kurzer Zeit lernen willst. Du wirst sehen, daß der Weg zu dem Erhabensten heut zu Tage sehr leicht ist, so daß du dich über die Glückseligkeit deiner Zeiten, und über deine eigne Fähigkeit wundern wirst. Ohne viel Sprachen zu lernen, ohne die Nächte schlaflos hinzubringen, ohne viel Oel und Fleiß zu verlieren, will ich dir das Innerste der Weisheit eröffnen. Laß andre sich quälen, so viel wie sie wollen; sie wollen das Gute nicht erkennen. ꝛc.

§. 2.

„Du also der du dich berühmt zu machen gedenkest, überrede dich vor allen Dingen, daß du ein ganzer Mann bist, und daß dir nichts fehlt, um von allem, was dir in den Weg kömmt, urtheilen zu können. Weg mit der thörichten Behut-

samkeit. Wer wird seine Meynung andern unterwerfen wollen? Weg mit solcher Sklaverey! Keine Sklaverey ist schimpflicher als die freywillige ꝛc."

§. 3.

„Halte die Gottesgelahrtheit für das allerleichteste Studium — — Glaube, daß nichts weniger Mühe kostet, als das Wahre von dem Falschen, und das Licht von der Finsterniß zu unterscheiden. Ich versichre dich, daß alle Schwierigkeiten in der Einbildung bestehen; und daß nichts schwer ist, als was einem schwer scheinet. Der Löwe entsetzt sich über das Quacken des Frosches und wann er näher kömmt, zertritt er ihn ꝛc."

§. 4.

„Ferner verachte das Ansehen der Alten und der Verstorbenen. Wir sind zwar überall unsern Vorfahren viel schuldig; nur in der Religion sind wir ihnen nichts schuldig ꝛc.

§. 5.

„An die Hirten und Lehrer, unter welchen du lebest, kehre dich nicht. In einer so wichtigen Sache, als das Heil deiner Seelen ist, mußt du dich auf niemanden verlassen. Der beste Christ ist der, welcher sein eigner Hirt ist. Die Sorge für deine Seligkeit ist niemanden aufgetragen, und niemand wird für dich zum Teufel fahren. Du kannst dich ja selbst aus Büchern genugsam unterrichten, deren heut zu Tage oft ein Schuster und Schneider

mehrere hat, als sonst ein großer Doktor des Kanonischen Rechts. Und was ist jetziger Zeit gemeiner als die Gelehrsamkeit? Was haben die Gelehrten vor gemeinen Handwerksleuten, die oft fertiger mit der Zunge sind als sie, voraus, als den Namen? Vor diesem mochte es wohl wahr seyn, daß man die Gelehrsamkeit nur bey den Gelehrten finden konnte; allein jetzt

redeunt Saturnia regna,
In quibus Assyrium vulgo nascetur Amomum.

§. 6.

„Mit diesen witzigen Köpfen also, welche eigentlich keine Gelehrte sind, rathe ich dir fleißig umzugehen. Alle Pastores, Magistros, Doktores, Baccalaureos verachte gegen sie. Diese finstern Leute wollen, daß man nur ihnen alles glauben müsse; sie sind aufgeblasen und in ihre Grillen närrisch verliebt. Wenn sich ja noch einige unter ihnen finden, die diese Fehler nicht haben, so sind sie dafür albern, blödsinnig, einfältig und dumm. Ueberhaupt aber werden sie dich alle mit so viel Sophistereyen und schulmäßigen Unterscheidungen plagen, daß du nothwendig einen Eckel für sie bekommen mußt. Sie werden dich auf die Grammatiken, auf die Vernunftlehren, auf die Wörterbücher, auf Commentarios, Disputationes, Thomisten und Scotisten verweisen; sie werden dich zu einem ewigen Sklaven der Bücher machen, damit sie dich ja in ihren Ketten behalten, und du nur immer ihre Speichel lecken mußt rc.

§. 7.

„Noch einmal also, laß diese düsteren Köpfe, und gieb dich mit niemanden, als mit solchen ab, welchen Wahrheit und Lügen gleichgültige Dinge sind, und die weder die Kunst zu schließen, noch zu dispütiren, gelernt haben. Du brauchst eben nicht, um die Theologie zu lernen, deine andern Handthierungen aufzugeben; du kannst alles dabey treiben, was du nur willst; und es ist genug, wenn du nur in müßigen Stunden mit deinen Gesellschaften ein wenig von der Religion schwatzest. Du kannst alles unter Scherz und Lachen lernen — — Schuster und Schneider sind oft die besten Theologen, weil sie aus Erfahrung reden. Die Stimme des Pöbels, ist die Stimme Gottes. Versuch es nur!

§. 8.

„Du wirst aber desto leichter lernen, je mit beredtern du umgehest; dergleichen jetziger Zeit die Engelländer und Holländer zu seyn pflegen, bey welchen alle Marktplätze von Religion wiederschallen. Ihre Weibleins sogar, sind die geschwätzigsten, die nur zu finden sind, und sie können fertiger von theologischen Dingen plaudern, als mancher langbärtige Professor der Theologie. Doch auch nicht immer mit einem unterrede dich! Bald mit diesem, bald mit jenem, damit du fein vielerley in den Kopf bekömmst ꝛc.

§. 9.

„Nun muß ich dich ferner zur Kühnheit aufmuntern. Das Sprichwort sagt: den Kühnen hilft

das Glück; und ich sage dir: den Kühnen hilft die Weisheit. Furchtsame bleiben auf dem bekannten Wege; Zweifelhafte folgen einem Führer; und die den Weg nicht wissen, treten in andrer Fußstapfen. Die Feigheit verräth ein unedles Gemüth. Ein Weiser weiß, daß er etwas weiß; er verehrt sich, und läßt sich von andern verehren. Was fragt er darnach, ob ihn andre frech, verwogen, oder, wie sie sonst wollen, nennen?

§. 10.

„Mit dieser Tugend ist die Großmuth verwandt, die du auch lernen mußt. Sie ist es, welche dich die Kleinigkeiten der Sprachlehrer, und die Kindereyen der Dialektiker verachten lehrt ꝛc.

§. 11.

„Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, mußt du dich zu keiner gewissen Sekte bekennen, und auf keines Worte schwören. Auch die Namen der Lutheraner, Papisten und Calvinisten mußt du nicht einmal vertragen. Remonstranten oder Contraremonstranten; was will das sagen? Die Christen müssen unter sich alle Brüder seyn. Luther war so gut ein Mensch als andre, und wir fehlen alle mannigfaltig ꝛc.

§. 12.

„Wann du aber ja in einer von den Sekten bist auferzogen worden, so verachte doch die andern nicht dabey. Jede hat etwas gutes; suche dir das

beste aus; lerne aus allen etwas, und nicht aus einer alles. Hast du aber Schreiben gelernet, so mache dir selbst ein theologisches System ꝛc.

§. 13.

„Hasse also keine Sekte, und glaube, daß wie der Deutsche sagt, hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Gedenke an das, was Barläus in seinem schönen Epigrammate sagt:

— — — non unius aevi,
Non populi unius credimus esse pium,
Si sapimus diversa, Deo vivamus amici
Doctaque mens pretio constet ubique suo etc.

§. 14.

„Wann du ja hassen willst, so hasse die Katholiken vor allen andern, weil sie die Gewissen binden, uns alle Freyheit im Denken rauben, und nach Art der Alten eine gar zu strenge Kirchenzucht haben; weil sie die Kirche zu einem Gefängnisse, und den Glauben zu einer Marterbank machen ꝛc.

§. 15.

„Nach diesen verachte die Lutheraner oder Ubiquetisten. Diese Heerde ist sehr zanksüchtig, sie dünkt sich allein klug, und hat noch viel von den äusserlichen päbstischen Ceremonien beybehalten. Alle Ceremonien aber, befehl ich dir, zu fliehen. Wozu soll das Kniebeugen, das Kreuzmachen, die Entblö-

fung des Hauptes? Dergleichen Grimassen gehören für die Klopffechter und Tänzer.

§. 16.

„Sonst aber halte alle Sekten in gleichem Werthe, es mögen nun Arminianer, oder David-Joriten, oder Brownisten seyn. Tros Tyriusve fuit nullo discrimine habeto. Laß dir es auch niemals in den Sinn kommen, als wenn die päbstliche Religion weniger zu hassen wäre, als die Photinianische oder Mahometanische. Den Sektirer mußt du fliehen, sofern er ein Sektirer ist, nicht aber, in so ferne er irret.

§. 17.

„An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten zweifle in deinem Leben wenigstens einmal. Und wann du es thust; so entziehe dich allem Umgange der Menschen. Begieb dich in die Einsamkeit, welche dich manches lehren wird! Ziehe keine Bücher dabey zu Rathe; sondern blos und allein dich. Wenn der Geist vom allzuvielen Lesen abgemattet ist, so kann er von nichts gehörig urtheilen ꝛc.

§. 18.

„Die Bibel rathe ich dir, ohne alle Hülfe zu lesen. Doch brauchst du nicht immer darüber zu liegen; aufs höchste bey garstigem und traurigem Wetter, oder wann du von der Arbeit müde und zu andern Verrichtungen ungeschickt bist. Fliehe

alle Ausleger; denn glaube mir, kein einziger ist von Vorurtheilen frey.

§. 19.

„Alle andere Gebetbücher, oder Gesangbücher kannst du bey der Bibel entbehren. Ich rathe dir überhaupt nicht, dich gewisser Formeln bey dem Beten zu bedienen; nicht einmal des Vater Unsers. Das ist eine elende Andacht, die ihr Feuer aus den Büchern holen will! ꝛc.

§. 20.

„Die Bibel selbst aber lies mit Sorgfalt und Ueberlegung; nicht mit jener sinnlosen Ehrfurcht, die man Andacht zu nennen pflegt. Es sind Orte wo selbst Paulus anstößt, und wo Petrus stolpert. Homer schläft ja selbst manchmal ein. Lies die Bibel, nicht anders als du den Livius, Froschmäusler, oder der Gräfin Bembrok Arkadien liesest. Einiges davon lobst du; einiges übergehst du; von einigem wolltest du, daß es lieber anders, als so heißen möge. Es steckt auch noch vieles in der Bibel, das noch niemand bemerkt oder an den Tag gebracht hat; und das entweder auf deine oder auf eines andern Hand wartet. Viele Stellen sollten ganz anders ausgelegt werden. Bey vielen folgt ein Schöps dem andern, und ein Ausleger dem andern ꝛc.

§. 21.

„Hieraus kannst du leicht schließen, was ich von dem akademischen Disputiren halte. Damit

diese Leutchen doch etwas thun mögen, so zanken sie sich über Worte, die weder bey ihnen noch bey andern einen Sinn haben. Ich möchte doch wissen, welcher von den Aposteln ihre Sophistereyen de causa efficiente, formali, informante, assistente etc. verstehen würde? Von ihren Haecceitatibus Quidditatibus und dergleichen Dingern, die sie dem Thomas und Holcoth abborgen, will ich nichts sagen. Wie sehr hat man es vergessen, was der heil. Ambrosius sagt: Piscatoribus creditur non Dialecticis etc.

§. 22.

„Wenn du aber ja mit mir nicht durchgängig einig bist, und ohne Bücher nicht gelehrt zu werden glaubst, so will ich dir wenigstens sagen, was für welche du loben und billigen mußt.

§. 23.

„Erst siehe, ob der Verfasser eine gute Schreibart hat. Sie muß Ciceronianisch seyn. Dieses Lob haben besonders die Bücher der Arminianer, desgleichen Calvinus und verschiedene im vorigen Jahrhunderte verstorbene schweizerische Theologen rc.

§. 24.

„Die andre Tugend eines Schriftstellers ist die Bescheidenheit. Er muß mit seinen Gegnern fein säuberlich verfahren. Er muß den Ausspruch des Heilandes beständig in Gedanken gehabt haben: richtet nicht!

§. 25.

„Die dritte Tugend ist die Versöhnlichkeit, welche die Griechen ἐπιεικειαν nennen. Sie müssen immer bereit seyn, sich mit ihren Feinden zu vereinigen und beständig im Munde führen: so viel an euch ist, haltet mit allen Menschen Friede! Dergleichen Bücher kommen heut zu Tage sehr viele ans Licht, und erhalten hier und da Beyfall.

§. 26.

„Die vierte Tugend ist die Frostigkeit, welche die Griechen ψυχολογιαν nennen. Sie müssen nicht dem Leser ans Herz reden, noch Seiten mit Ausrufungen und Fragen anfüllen. Sie müssen keine Leidenschaften rege machen, ob man dieses gleich sonst für einen Fehler zu halten pflegt ꝛc.

§. 27.

„Fünftens wollte ich wohl rathen, daß man auf einen guten Druck, auf weißes Papier und saubere Lettern sehen möge; allein das weiß jeder schon von sich selbst. Ich will also eine andre Regel geben, die wichtiger ist; diese nämlich, man fliehe sorgfältig alle methodische Bücher. Die besten sind diejenigen, welche frey und ohne Zwang geschrieben sind ꝛc.

§. 28.

„Endlich, welches ich gleich zuerst hätte erinnern sollen, halte besonders diejenigen für auserle-

sene Bücher, welche ohne Namen des Verfassers herauskommen, und auch keinen Ort des Drucks angeben, es müßte denn etwa eine Stadt in Utopien seyn. In solchen Büchern wirst du Schätze antreffen, weil sie meistentheils von witzigen und wahrheitliebenden Männern kommen. Die Welt ist sehr undankbar, daß sie dergleichen Schriften verbieten, oder sie nicht frey verkaufen lassen will.

§. 29.

„Solche Bücher, wie ich sie dir jetzt beschrieben habe, liebe und lies; alle die übrigen aber, Ausleger, Streitschriften, Compendia etc. brauche

Ad piper et quicquid chartis amicitur ineptis.

§. 30.

„Ausdrücklich dir aber diejenigen Bücher zu nennen, welche du lesen mußt, will sich nicht thun lassen; weil ich dazu den Ort, wo du dich aufhältst, und sonst deine Umstände wissen müßte. Unterdessen aber kannst du mit folgenden anfangen: mit Hugonis Grotii Büchern von der Wahrheit der christlichen Religion, und seiner Auslegungen über das alte und neue Testament; mit Thomas Browns Religion des Arztes, (welches Buch Hugo besonders wegen seiner reinen Schreibart vielen anzupreisen pflegte) mit des Marcus Antonius de Dominis Republica Ecclesiastica, mit des Paräus Irenico; mit Gottfried Hottons Concordia Ecclesiastica, und was

dir etwa sonst für welche in den holländischen Buchläden vorkommen.

§. 31.

„Nun will ich noch einige gute Regeln beyfügen, die dir durch dein ganzes Leben nützlich seyn können ꝛc.

§. 32.

I. „Verachte deinen Catechisen, und was du sonst in deiner Jugend gelernet hast. Allen diesen Bettel mußt du mit den Kinderschuhen ablegen ꝛc.

§. 33.

II. „Wage dich gleich an etwas großes; und das geringste, worüber du streitest, laß die Vorherbestimmung von Ewigkeit, die allgemeine Gnade, die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit, die Art und Weise, wie Christus im Abendmahl zugegen ist, und andere solche Fragen seyn. Wann du gleich nichts davon verstehest, das schadet alles nichts.

§. 34.

III. „Von denen, die wichtige Aemter bey der Kirche oder im Staate bekleiden, glaube durchgängig, daß sie unwissend und dumm sind; denn es wäre ein Wunder, wenn Ansehen und Verstand beysammen seyn sollten. Wann du findest, daß sie

auch nur in einer Kleinigkeit gefehlt haben, so schließe weiter.

§. 35.

IV. „Gewöhne dich deine Meynung über alles zu sagen. Weg mit dem pythagorischen Stilleschweigen. Erst lehre andre, und alsdenn lerne selbst. Ueberall aber, in Wein- und Bierhäusern, suche die Unterredung auf theologische Dinge zu lenken.

§. 36.

V. „Gieb beständig Acht, wo du etwas zu widersprechen findest. Es sey dir deswegen erlaubt, den unwidersprechlichsten Grund des Christenthums anzutasten; man bekömmt wenigstens dadurch eine große Meynung von dir ꝛc.

§. 37.

VI. „Halte dich zu denjenigen, die von den obersten Geistlichen verachtet, und gedrückt werden. Es werden immer witzige und gelehrte Männer seyn, die man wegen ihrer Wahrheitsliebe verfolgt, und aus deren Umgange du vieles lernen kannst.

§. 38.

VII. „Auch aus den Reden des allergeringsten Menschen schäme dich nicht etwas zu lernen; und wenn es auch ein alt Weib wäre.

§. 39.

VIII. „Wann du mit Männern, die gelehrt seyn wollen, von der Religion redest, und sie sagen dir etwas, was dir schwer und dunkel scheinet, so halte es für verdächtig. Alles was schwer ist, erkenne für Possen; und nur das, was du gleich fassen kannst, für Wahrheit.

§. 40.

IX. „Der Hauptzweck aller deiner Unterredungen und Handlungen sey, die Sekten zu vereinigen, und Friede und Ruhe in der Kirche herzustellen. Die Theologen selbst sind viel zu eigennützig, halsstarrig und zänkisch, als daß sie sich damit beschäftigen sollten ꝛc.

§. 41.

X. „Bey Streitunterredungen suche beständig auf eine neue Art zu antworten. Mit dem Antworten selbst aber, sey ja recht fertig. Jedes große Genie redet alles aus dem Stegreife. In theologischen Sachen besonders, sind oft die erstern Gedanken besser als die letztern ꝛc.

§. 42.

XI. „Die Streitigkeiten, welche unter den Sekten obwalten, mache so geringe als möglich; denn sie sind es, die der Vereinigung am meisten im Wege stehen. Oft sind es nur Wortstreite, und der ganze Fehler ist der, daß beyde Partheyen einander

ander nicht verstehen. Ueberhaupt wird dir hier der Unterschied zwischen Glaubensartikeln, die zur Seligkeit unumgänglich nöthig sind, und denen, die es nicht sind, sehr wohl zu Statten kommen."

§. 43.

XII. „Wann du von den verschiedenen Sekten sprichst, so drücke dich allezeit bescheiden aus. Die Bescheidenheit ist die erste Tugend eines Jüngers der großen und allgemeinen Religion. Mische daher fein oft in deine Reden die Wörter, wenn, vielleicht, es scheinet, ich halte, meistentheils, kaum, ohne Zweifel. Sage zum Exempel: wenn irgend ein Glaubensbekenntniß nach allen Vorschriften der Frömmigkeit und Heiligkeit abgefaßt ist, so ist es wohl das Augspurgische; die Photinianer sind des christlichen Namens kaum würdig; die Calvinisten scheinen aus Begierde die göttliche Gnade groß zu machen, den unbedingten Rathschluß aufgebracht zu haben; dem ehrlichen Hugo Grotius ist hier etwas menschliches zugestoßen ꝛc. Aber ganz anders mußt du von denjenigen reden, die mit deinen besondern Meynungen nicht überein kommen wollen.

§. 44.

XIII. „Gieb dich bey Streitunterredungen niemals überwunden. Wenn dein Gegner scharfsinniger ist, und dich mit Schlüssen eintreiben will,

so halte immer einen Einfall in Bereitschaft, den du diesem Schulfuchse in den Bart werfen kannst. Allenfalls kannst du ihm auch sagen, daß er dich nicht verstehe, und daß er selbst nicht wisse, was er wolle?

§. 45.

XIV. „Bey allen Streitfragen fange ganz von vorne an. Setze nichts voraus. — — — (Doch ich will diesen Paragraphen nicht weiter ausziehen; ich werde ihn unten ganz einrücken müssen, weil die von dem Herrn Vogt angezogene Stelle daraus genommen ist.)

§. 46.

XV. „Rühme dich oft deiner heiligen Betrachtungen, deiner Geduld, deiner Demuth, und deiner andern dir verliehenen Gnadengaben. Thue aber, als wenn du hierbey nicht deine, sondern Gottes Ehre suchtest.

§. 47.

XVI. „Lebe so, als wenn dich diese Zeiten ganz und gar nichts angingen. Entweder siehe beständig auf das Vergangene; oder spare dich bessern Zeiten. Die Berge werden bald etwas gebähren, und alsdann wird eine große Veränderung entstehen.

§. 48.

XVII. „Was dir in der Nähe ist, verachte;

Bücher und Menschen aus deiner Gegend müssen dir eckeln. Nur das Ausländische muß dich ergötzen rc.

§. 49.

XVIII. „Wenn du auf diese Art in deiner Religion zugenommen hast, so sinne endlich einmal darauf, wie die ganze Hierarchie der Kirche abgeschafft werden könne. Die Geistlichen kosten der Republik jährlich sehr große Summen; ein Erzbischof verzehrt in einem Monate mehr, als ein anderer Vornehmer in einem Jahre. Von was für einer Last würde der Staat nicht befreyt seyn, wenn er diese Kosten ersparen könnte?

§. 50.

XIX. „Endlich, wann du dich in deinen Glaubensartikeln fest gesetzt hast, so fange auch an, dich um den Zustand deiner politischen Obrigkeit zu bekümmern. Lebst du in einer Monarchie, so untersuche, was dein Monarch für Recht habe, über freye Leute zu herrschen; Ob es erlaubt sey, daß einer über alle gebiethe? Kannst du auch andre mit dazu aufmuntern, daß sie gleiche Untersuchungen mit dir anstellen, so ist es desto besser rc.

§. 51.

XX. „Um aber von deiner Obrigkeit ein richtiges Urtheil fällen zu können, wirst du sehr wohl thun, wann du von allen ihren Mängeln und Fehlern Nachricht einzuziehen suchst, welche du am be-

sten durch ihre Mägde, oder andere Bothschaftträgerinnen bekommen kannst rc.

§. 52.

„Mit diesen und dergleichen Untersuchungen bringe deine Jugend hin; und sey nicht so unsinnig sie bis auf das Alter zu versparen rc.

§. 53.

„Hier will ich aufhören, und ein mehreres deiner eignen Klugheit überlassen. Vielleicht erkläre ich mich zu einer andern Zeit weitläuftiger, besonders wann ich erfahren sollte, daß dieses nicht übel aufgenommen worden.

* * *

Noch ist es einige Augenblicke zu zeitig, meine Leser zu fragen, was sie wohl gelesen haben? Es ist vorher noch ein kleiner Anhang übrig, den ich ihnen gleichfalls mittheilen muß. Er bestehet, wie schon gesagt, aus einem kurzen Gedichte und aus einer Stelle des Augustinus. Das erstere ist Manuductio ad Epicureismum überschrieben und lautet von Wort zu Wort so:

Vitam quae faciunt suis beatam
Porcis, haec Epicurus ille tradit;
Ne spectes hominum Deive mentem!
Non est qui regat et curet orbem;
Spem vitae bene rideas futurae.
Quamvis mens ratioque sana monstrent.

Te soli tibi finge procreatum,
Certus cuncta tuo esse nata ventri;
Silenus placeat nihilque malis.
Vivas ut tua sus tuusque porcus;
Et tandem moriare porcus et sus.
Sic, sic itur ad insulas beatas,
Aeterno quibus igne carcer ardet
Et tales coquit ustulatque porcos.
Tunc malles, Epicure, non fuisse,
Sed fero venient eae querelae;
Et disces aliud fuisse quiddam,
Quam quod riseris hic inane numen.

Diese Verse sind die besten nicht; und sie würden schwerlich hier stehen, wann ich sie gemacht hätte. — — Endlich folgt auch die Stelle des Kirchenvaters: Utile est libros a pluribus fieri diverso stylo, non diversa fide, etiam de quaestionibus iisdem, ut ad plurimos res ipsa, quae orthodoxe tractatur, pervenire possit. — —

Ho! ho! wird man mir nunmehr entgegenrufen, diese Stelle war wohl noch nöthig, uns recht mit der Nase darauf zu stoßen, daß der ganze Bettel eine Satyre sey? Die Wendung darinne ist gleichwohl weder neu noch selten! Der Verfasser sagt überall das Gegentheil von dem, was er sagen will; und sagt es oft mit so dürren Worten, daß man sehr dumm seyn muß, wenn man seine Meynung nicht fassen will.

Und das urtheile ich auch. Ich will denjeni-

gen sehen, der mir das geringste Anstößige oder Gottlose darinne zeigt; sobald er dasjenige verneinet, was unser Spötter bejahet, und dasjenige bejahet, was er verneinet. Doch auch dieses ist nicht einmal nöthig; man nehme alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verstande derselben, nirgends ab: was ist es nun mehr? Hat nicht ein Religiosus ineptus sollen geschildert werden? Was hat man dazu für andre Züge wählen können?

Um die Ironie überall noch besser einzusehen, darf man sich nur an die Streitigkeiten erinnern, welche besonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die lutherische Kirche zerrütteten. Eine der vornehmsten war die Synkretistische, oder diejenige, welche die Helmstädter Gottesgelehrten, und besonders der ältere Calixtus erregten. Um das Jahr 1652 war sie eben sehr heftig geworden, und sie ist es, gegen die unser Verfasser die meisten und schärfsten Pfeile losdrückt. Man sehe besonders auf den zwey und vierzigsten und drey und vierzigsten Paragraph, und überhaupt auf alle zurück, wo er von den verschiednen Sekten, von der Bescheidenheit, die man gegen sie brauchen müsse, und von ihrem Unterschiede, der nichts weniger als wesentlich sey, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit, eine Art von Verwandtschaft haben, zielt er. Ich berufe mich deswegen besonders auf den fünf und zwanzigsten Paragraphen, wo er von der Verträglichkeit spricht,

und auf den dreyßigsten, wo er fast lauter Bücher anpreiset, die auf die Wiedervereinigung der christlichen Religion dringen. Was er aber daselbst von des Thomas Browns Religion des Arztes sagt, ist mir beynahe ein wenig verdächtig. Quem Hugo expuritate dictionis multis solitus commendare, sind seine Worte. Gleichwohl ist das Werk eigentlich englisch geschrieben; und die lateinische Uebersetzung, wenn ich mich recht erinnere, ist erst herausgekommen, als Grotius schon todt war.

Ferner scheint mir der ganze ein und zwanzigste Paragraph, und wo er sonst noch der Scholastischen Philosophie gedenkt, auf die Streitigkeiten zu gehen, welche der Helmstädtsche Superintendent D. Hoffmann anspann, der sich durch seinen Haß gegen die Weltweisheit ungemein lächerlich machte.

Desgleichen sticht er die Anwendung der Cartesischen Philosophie in der Gottesgelahrtheit offenbar, in dem siebzehnten Paragraph, an. De omnibus articulis fidei, deque omnibus doctrinis morum fac semel in vita dubites.

Endlich besinne man sich noch auf die Schwärmereyen des erleuchteten Schusters von Görlitz, welcher ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch seinen blosen Unsinn, das Haupt einer Sekte und der Theosoph Deutschlands zu werden, das Glück hatte. Auch auf diesen und seine Anhänger wird sich vieles nicht übel deuten lassen, so daß man, wenn man noch wenig andre Anwendungen auf

die Wiedertäufer, und auf die starken Geister damaliger Zeit, macht, wenig in den Wind Gesagtes finden wird.

Ich will die Auswicklung aller dieser kleinen Umstände dem Leser selbst überlassen, und mich begnügen, ihn nur mit dem Finger darauf gewiesen zu haben. Er wird durchgängig, nach einer kleinen Ueberlegung finden, daß, wenn eine Satyre in der Welt orthodox abgefaßt worden; so sey es gewiß diese, welche der Herr Pastor Vogt als böse und gottlos ausschreyt.

Doch ein jeder hat seine eigene Art zu denken; und es könnte wohl seyn, daß dieser Gelehrte vollkommen nach seiner Empfindung geschrieben habe. Es ist nicht allen gegeben, Scherz zu verstehen; besonders wenn er auf etwas fällt, woran unsere Eigenliebe Theil nimmt. Ich würde ihm daher sein bloses Urtheil nicht verdenken, wann er es dabey hätte wollen bewenden lassen. Allein, daß er unsre Beystimmung durch Verfälschungen erzwingen will, das verdenke ich ihm sehr.

Und dieses ist der zweyte Punkt, den ich erweisen muß. Man sehe also in dem Vorhergehenden die Worte nach, die er aus dem fünf und vierzigsten Paragraph des Religiosi inepti will genommen haben. Es waren folgende: Omnes quaestiones et controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil suppone: semper quaeras; an Christus fuerit in rerum natura. Gesetzt einen Augenblick, diese Anführung hätte ihre vollkommene Richtigkeit; was nun? Die ganze

Schrift, wie wir gesehen haben, ist eine Ironie, und also auch diese Zeilen; als eine solche aber, sind sie die unschuldigsten von der Welt, und ich kann auf keine Weise einsehen, wie sie den bösen Sinn des Verfassers verrathen können. Herr Vogt wird ihm doch nicht Schuld geben wollen, als habe er gezweifelt, ob jemals ein Christus in der Welt gewesen sey? Und beynahe kann er ihm nichts anders damit Schuld geben.

Wie also, wenn ich ihm mit ausdrücklichen Worten in eben dieser Stelle gerade das Gegentheil zeigte? Und nichts ist leichter; denn ich darf sie nur hersetzen, so wie sie eigentlich in dem Originale, das ich vor mir habe, lautet. Es heißt aber daselbst nicht schlecht weg: nihil suppone; sondern es heißt: nihil AB ALIIS PROBATUM AUT DECISUM suppone. Hier ist der ganze Paragraph, den ich oben nur mit wenig Sylben angeführt habe:

§. 45.

XIV. Omnes quaestiones et controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil ab aliis probatum aut decisum suppone. Semper quaeras: utrum etiam sint angeli seu spiritus? An Christus fuerit in rerum natura? An diluvium Mosaicum fuerit universale et similia. Neque optus est, ut tamdiu expectes, donec necessitate quadam eo perducaris, sed ultro te torque et quam studiosissime abora, ut dubia et disputabilia quaedam habeas. Quaestiones etiam

tales amato: unde scire possum veram esse scripturae interpretationem, quam Pastor meus proponit? quo indicio constat Lutheranam religionem congruam esse verbo Dei, quum id Photiniani etiam jactent?

Nun muß ich aber in allem Ernste fragen, warum Herr Pastor Vogt das ab aliis probatum aut decisum an einem Orte weggelassen hat, wo der ganze Verstand davon abhängt? Daß er aber hier davon abhängt, wird niemand leugnen. Es ist zwar wahr, will der ungenannte Verfasser sagen, andre haben es längst ausgemacht und bewiesen, daß es Geister giebt, daß Christus in der Welt gewesen ist; aber gleichwohl, was gehen dich, der du klüger als die ganze Welt mußt seyn wollen, was gehen dich, sage ich, andre an? Deine Fragen sind zu Millionenmalen beantwortet worden; doch was schadet das? Du kannst sie schon noch einmal aufwerfen, und dir dadurch das Ansehen eines Geistes geben, der bis auf den Grund der Sachen dringet. — — Wer ist so einfältig, diese Sprache nicht zu verstehen? Und wer sieht nicht, daß die ganze Stärke des Spottes auf dem ab aliis probatum aut decisum beruhet? So bald dieses weg ist, so bald scheint alles, besonders wenn es ausser dem Zusammenhange genommen wird, wo nicht im vollen Ernste, wenigstens in einer sehr plumpen Ironie gesagt zu seyn.

Ich habe schon hin und her auf einige Entschuldigungen für Herrn Vogt gedacht. Wie gerne wollte ich annehmen, daß er die Schrift niemals selbst gesehen, und daß ihm ein unachtsamer

Freund die Stelle daraus mitgetheilet habe; doch hierwider ist sein eignes Bekenntniß. Wie gerne wollte ich ferner vermuthen, daß er vielleicht einen andern veränderten Abdruck gebraucht habe, wann ich nur den geringsten Grund hätte, zu glauben, daß ein solcher in der Welt sey?

Wenn es ihm daher gefallen sollte, sich etwa in einer neuen Ausgabe seines Verzeichnisses hierüber zu erklären, so wollte ich wohl wünschen, daß er seine Vermuthungen beyfügen möge, wer sich etwa unter die Buchstaben M. J. S. könne versteckt haben? Kaum darf ich es wagen, die meinigen vorzulegen, weil ich es ganz gerne gestehe, daß sie auf ziemlich schwachen Gründen ruhen. Anfangs nämlich, da ich die Schrift selbst noch nicht gesehen hatte, giengen meine Gedanken auf den Johann Steller, welcher sich durch die Vertheidigung des Pilatus berüchtigt gemacht hat. Nach der Zeit aber bin ich auf den Josua Schwarz gefallen, welcher zuletzt Schleßwig Hollsteinischer Generalsuperintendent war. Er war in seiner Jugend ziemlich gereiset, und konnte also Ketzer und Schwärmer genug gekannt haben, um Lust zu bekommen, ihre Thorheiten nach dem Leben zu schildern. Was dieser Muthmaßung noch das meiste Gewicht geben mußte, wäre der Haß, den er beständig gegen die Synkretisten geäußert hat. Er mußte ihrentwegen sogar sein Vaterland verlassen, welche Verdrüßlichkeit ihm um die Jahre einige sechzig, begegnete. Doch ich sage es noch einmal, diese Wahrscheinlichkeiten sind zu klein, als daß man darauf bauen könnte.

Man wird oben ohne Zweifel bemerkt haben, daß Herr Vogt den dritten Theil der Hamburgischen vermischten Bibliothek anführet. Wann man sich die Mühe nehmen will, die Stelle nachzusehen, so wird man finden, daß daselbst Herr Harenberg unter den Merkwürdigkeiten seiner Westphälischen Reise, gleichfalls des inepti Religiosi gedenkt. Das Exemplar, welches er davon durchlaufen, ist eben dasselbe, welches Herr Vogt gebraucht hat. Allein wie verschieden sind die Urtheile beyder Gelehrten. Herr Harenberg trifft viel näher zum Zwecke, und ich bin durchgängig mit ihm einig, nur darin nicht, daß er vorgiebt, man könne es nicht so leicht errathen, ob der Schriftsteller im Ernste, oder nur Spottweise dem Leser so viel heillose Lehren vorhalte. — — Hat er etwa bey jedem Paragraph hinzusetzen sollen: aber merkts ihr Leute, daß ich mich nur der Ironie bediene? Das sind schlechte Satyren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satyren seyn sollen.

Es taugt, sollte ich meynen, überhaupt nicht viel, wenn man die gefährlichen Bücher ohne Noth vermehret. Es wäre besser, wenn man sie so viel als möglich verringerte; welches dadurch am ersten geschehen kann, wenn man jedes nach seiner Absicht beurtheilt, und sich begnügen läßt, ein nichtswürdiges Buch ein nichtswürdiges zu nennen, ohne es zu einem gottlosen zu machen.

Diese Regel der Klugheit scheinen nur die wenigsten unserer Bücherkenner zu beobachten. Da sie gewohnt sind, den Werth ihrer Entdeckungen, nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzu-

messen, so werden sie nur gar zu oft von einer kleinen Ruhmsucht verleitet, diese durch Uebertreibung zu erhöhen, und den Inhalt wenigstens atheistisch zu machen. So ist es zum Exempel mit den Werken des Bruscambille ergangen, wider die Herr Reimann nach seiner Art auf der 392. Seite der Historiae universalis Atheism. sehr fürchterlich declamirt. Herr Vogt hat in seinem Verzeichnisse dessen eigne Worte beybehalten, und beyden sind sie liber aeternis tenebris dignus. Ich habe eine neuere Ausgabe davon, welche 1668 in Paris in Duodez gedruckt worden. Es ist wahr, man findet nichts als Possen darinne; weiter aber auch nichts, als Possen. Bruscambille selbst muß ein Komödiant des vorigen Jahrhunderts gewesen seyn; denn fast alle in seinen Werken enthaltene Stücke sind entweder an die Zuschauer, vor oder nach den Schauspielen, gerichtet, oder es sind Tiraden, wie man sie auf der französischen Bühne zu nennen pflegt. Herr Reimann irrt sich daher sehr, wenn er vermuthet, daß Rabelais vielleicht der eigentliche Verfasser sey. Die Schreibart ist viel neuer, als die Schreibart dieses französischen Lucians. — —

Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Lust zu Ausschweifungen mehr Beyspiele vorzulegen, verleitet.

Rettungen des Horaz.

Diese Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterschieden seyn, die ich vor kurzem gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen.

Seine kleine hämische Bosheit hat mich beynahe ein wenig abgeschreckt, und ich werde so bald nicht wieder mit Schriftstellern seines gleichen anbinden. Sie sind das Pasquillmachen gewohnt, so daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet seyn?

Die Gabe sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich sie eben nicht für so wichtig ausgeben, daß man, um sie zu besitzen, gestorben zu seyn wünschen sollte: denn um diesen Preis sind vielleicht auch größre Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur sagen, daß es sehr gut seyn würde, wann auch noch lebende Ge-

lehrte, immer im voraus, ein wenig todt zu seyn lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurücklassen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme absondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen sie also nicht schon itzt diese Nachwelt ertragen lernen, die sich hier und da in einem ankündiget, dem es gleichviel ist, ob sie ihn für neidisch oder für ungesittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie seyn. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekömmt; nach und nach aber bringt sie beydes auf ihren rechten Punkt. Bey Lebzeiten, und ein halb Jahrhundert nach dem Tode, für einen großen Geist gehalten werden, ist ein schlechter Beweis, daß man es ist; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, ist ein unwidersprechlicher. Eben das gilt bey dem Gegentheile. Ein Schriftsteller wird von seinen Zeitgenossen und von dieser ihren Enkeln nicht gelesen; ein Unglück, aber kein Beweis wider seine Güte; nur wann auch der Enkel Enkel nie Lust bekommen, ihn zu lesen, alsdann ist es gewiß, daß er es nie verdient hat, gelesen zu werden.

Auch Tugenden und Laster wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es sehr wohl, daß jene eine Zeitlang beschmitzt, und diese aufgeputzt seyn können; daß sie es aber immer bleiben sollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zusammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigensinne

der Sterblichen abhängt, anbethenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu biethen, und alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeynter Heiliger dadurch zum Bösewichte, und ein vermeynter Bösewicht zum Heiligen werden. Ich selbst — — denn auch ich bin in Ansehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — — Ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das im moralischen Verstande zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertrauet ist, physisch verrichtet.

Ein solcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereyen haben, die er so vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenstäubchen darauf sitzen läßt. Ich bleibe also in der Vergleichung, und sage, daß auch ich einige große Geister so verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringste Verleumdung auf ihnen haften soll.

Horaz ist einer von diesen. Und wie sollte er es nicht seyn? Er, der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige

schmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.

Diese Lobsprüche zwar hat ihm niemand abgestritten, und sie sind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde sich lächerlich machen, wann er entschiedne Verdienste verkleinern wollte; er wendet seine Anfälle, gleich einem schlauen Belagerer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung sieht; er giebt dem, dem er den großen Geist nicht abstreiten kann, lasterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend lassen muß; läßt er sie, und macht ihn dafür zu einem Blödsinnigen.

Schon längst habe ich es mit dem bittersten Verdruße bemerkt, daß eben diesen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen ist. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, so viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, spricht man, er sang die zärtlichsten und artigsten Lieder, niemand aber war wollüstiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken, und war selbst der feigherzigste Flüchtling; er hatte die erhabensten Begriffe von der Gottheit, aber er selbst, war ihr schläfrigster Verehrer.

Es haben sich Gelehrte genug gefunden, die seine Geschichte sorgfältig untersucht, und tausend Kleinigkeiten beigebracht haben, die zum Verständnisse seiner Schriften dienen sollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert; sie haben alle

zweifelhafte Lesarten untersucht; nur jene Vorwürfe haben sie ununtersucht gelassen. Und warum denn? Haben sie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigstens soll nichts abhalten, den Ungrund dieser Vorwürfe zu zeigen, und einige Anmerkungen darüber zu machen, die so natürlich sind, daß ich mich wundern muß, warum man sie nicht längst gemacht hat.

Ich will bey seiner Wollust anfangen; oder wie sich ein neuer Schriftsteller ausdrückt, der aber der feinste nicht ist; bey seiner stinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht. *) Die Beweise zu dieser Beschuldigung nimmt man, theils aus seinen eignen Schriften, theils aus den Zeugnissen andrer.

Ich will bey den letztern anfangen. Alle Zeugnisse, die man wegen der wollüstigen Ausschweifung des Horaz auftreiben kann, fließen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als ausser allem Zweifel gesetzt ist. Man hat nämlich auf einer alten Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek eine Lebensbeschreibung des Horaz gefunden, die fast alle Kunstrichter dem Sueton, wie bekannt, zuschreiben. Wann sie keine andre Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, so würde ich mir die Freyheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weiß,

*) Der Herr Müller in seiner Einleitung zur Kenntniß der lateinischen Schriftsteller, Theil II. Seite 403.

daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weiß, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist, alle kleine Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers so genau zu kennen, daß man den geringsten Abgang derselben in seinem Nachahmer entdecken sollte; ich weiß endlich, daß man, um in solchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geschmack und recht viel Stolz besitzen darf, welches, wie man sagt, gleich der Fall der meisten Kunstrichter ist. Doch der Scholiast Porphyrion führt eine Stelle aus dieser Lebensbeschreibung des Horaz an, und legt sie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bey. Dieses nun ist schon etwas mehr, ob gleich auch nicht alles. Die Paar Worte, die er daraus anführt, sind gar wohl von der Art, daß sie in zwey verschiedenen Lebensbeschreibungen können gestanden haben. Doch ich will meine Zweifelsucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfasser seyn.

Sueton also, der in dieser Lebensbeschreibung hunderterley beybringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichsam als von der Wahrheitsliebe dazu gezwungen, eine Stelle mit einfließen, die man tausendmal nachgeschrieben, und oft genug mit einer kleinen Kützelung nachgeschrieben hat. Hier ist sie: Ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton ist doch wohl ein glaubwürdiger Schriftsteller; und

Horaz war doch wohl Dichters genug, um so etwas von ihm für ganz wahrscheinlich zu halten?

Man übereile sich nicht, und sey anfangs wenigstens nur so vorsichtig, als es Sueton selbst hat seyn wollen. Er sagt traditur, dicitur. Zwey schöne Wörter, welchen schon mancher ehrliche Mann den Verlust seines guten Namens zu danken hat! Also ist nur die Rede so gegangen? Also hat man es nur gesagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, so bin ich sehr übel auf dich zu sprechen, daß du solche Nichtswürdigkeiten nachplauderst. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geschichtschreiber wie du, hätte untersuchen, nicht aber ununtersucht fortpflanzen sollen. —

Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren. — — In eben dieser Lebensbeschreibung sagt Sueton: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein prosaischer Brief herum; allein beyde halte ich für falsch. Die Elegien sind gemein, und der Brief ist dunkel, welches doch sein Fehler ganz und gar nicht war. — — Das ist artig! Warum widerspricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bey dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf sich, den Geist eines Schriftstellers zu retten, als seine Sitten? Welches schimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommensten Gedichte, einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief schreiben; oder bey aller Feinheit des Geschmacks ein unmäßiger Wollüstling

seyn? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geschichtschreiber, auf eben derselben Seite, in eben derselben Sache, nämlich in Meldung der Nachreden, welchen sein Held ausgesetzt worden, gleich unvorsichtig, als behutsam seyn könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen, und den Leser bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten; ad res venerias intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset; ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich diese Worte ansehe, je mehr verlieren sie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde sie abgeschmackt; ich finde sie unrömisch; ich finde, daß sie andern Stellen in dieser Lebensbeschreibung offenbar widersprechen.

Ich finde sie abgeschmackt. Man höre doch nur, ob der Geschichtschreiber kann gewußt haben, was er will? Horaz soll in den venerischen Ergötzungen unmäßig gewesen seyn; denn man sagt — — Auf die Ursache wohl Achtung gegeben! Man sagt — Ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geschmack auf alles, was weiblichen Geschlechts gewesen, losgestürmet sey? Nein! — Man sagt, er habe seine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genossen, um auf allen Seiten, wo er hingesehen, die wollüstige Abbildung seines Glücks anzutreffen. — Weiter nichts? Wo steckt denn

die Unmäßigkeit? Ich sehe, die Wahrheit dieses Umstandes vorausgesetzt, nichts darinn, als ein Bestreben, sich die Wollust so reitzend zu machen, als möglich. Der Dichter war also keiner von den groben Leuten, denen Brunst und Galanterie eines ist, und die im Finstern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, so viel möglich, alle sättigen; und ohne einen Währmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeschlossen haben. Wenigstens hat er diese Reitzung gekannt:

te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieses nicht werde haben leer ausgehen lassen. Sollte die Musik auch nur

Gratus puellae risus

gewesen seyn. Und der Geschmack?

oscula, quae Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Nektar aber soll der Zunge keine gemeine Kützelung verschafft haben; wenigstens sagt Ibykus bey dem Athenäus, es sey noch neunmal süßer als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wollust durch alle Eingänge in sich. — — Und gleichwohl ist mir das Spiegelzimmer eine Unwahrscheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anspielung darauf entwischt seyn? Vergebens wird man sich nach die-

ser bey ihm umsehen. Nein, nein; in den süßen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man sie erst seitwärts in dem Spiegel suchen müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — — Ich verstehe eigentlich hievon nichts; ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles seinen Grund haben; und es wäre ein sehr wunderbares Gesetz, nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf sie machen könnte, als das Wesen. — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömisch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum, für cubiculum speculis ornatum gesagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine active oder passive Bedeutung geben, so wird es in dem ersten Fall gar nichts, und in dem andern etwas ganz anders ausdrücken. Schon speculari für in dem Spiegel besehen, ist das gewöhnlichste nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begriff mit Spiegeln ausgezieret, durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, so sage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weiß wohl, was in einem gewissen Studentenliede scorta deponere bedeutet, aber was in einem klassischen Schriftsteller scorta disponere sagen könne, gesteh ich ganz gerne, nicht zu wissen. Die Worte sind so dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann; welches aber den

meisten nicht sauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wenn man ihn nun aber errathen hat, so versuche man doch, ob er sich wohl mit dem, was Sueton sonst von dem Horaz erzählt, vergleichen lasse?

Nach dem Bericht dieses Geschichtschreibers, war August mit dem Dichter so vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verschämte Herr Pastor Lange giebt das erste Beywort durch einen artigen Bruder Lüderlich; oder vielmehr nach seiner Rechtschreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Uebersetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiquer haben will, putissimus, der Allerreinste heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior ist, unmöglich der Allerreinste seyn kann. Eines von beyden muß also nur wahr seyn; entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Augusts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht schwer fallen; sondern jeder Unpartheyische wird mir vielmehr zugestehen, daß Sueton schwerlich etwas so abgeschmacktes, so unrömisches und mit seinen anderweitigen Nachrichten so streitendes, könne geschrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtiget sey, die angeführte Stelle für untergeschoben zu halten.

Was das Unrömische darin zwar anbelangt, so könnte man vielleicht den Vorwand der verstüm-

melten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwissenden Abschreiber schieben. Es ist wahr; und ich selbst kann eine Verbesserung angeben, die so ungezwungen ist, daß man sie ohne Widerrede annehmen wird. Anstatt nämlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita rathe ich zu lesen specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut etc. Man sieht, daß ich wenigstens sehr aufrichtig bin, und mir kein Bedenken mache, meinen Grund selbst zu entkräften. Doch wer weiß ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen desto mehr zutraute. Ich glaube aber; sie sind von der Beschaffenheit, daß das, was ich noch hinzusetzen will, sie fast unwidersprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über diese verdächtige Beschuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas ähnliches bey dem Seneca gelesen zu haben. Dieser ehrliche Philosoph hat nicht gern eine Gelegenheit versäumt, wo er mit guter Art seine ernsthaften Lehren, mit einem Zuge aus der Geschichte lebhafter machen konnte. In dem ersten Buche seiner natürlichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beygebracht, was er als ein Physiker davon zu sagen gewußt, so schließt er endlich mit einer Erzählung, die ziemlich schmutzig ist. Vielleicht sollte ich mehr sagen, als ziemlich; wenigstrns bin ich nicht der einzige, der es einem stoischen Weisen verdenkt, sie mit allen spitzigen Schönheiten seines laconischen Witzes ausgekramt zu haben. Fromondus setzt schon hinzu: honestius tacuisses Seneca; und

es giebt Uebersetzer, die lieber ihre Urschrift hier verstümmeln, als durch allzugroße Treue ihren Lesern die Röthe ins Gesicht treiben wollen. Ich würde eben so behutsam seyn, wenn nicht unglücklicher Weise beynahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unschuld zum Nutzen kann man schon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bey dem allen noch weit bescheidener als Seneca seyn, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet seyn wollen in dem sechzehnten Hauptstücke des angeführten Buchs nachlesen können.

„Bey dieser Gelegenheit," sagt er zu seinem Lucil, „muß ich dir doch ein Histörchen erzählen, woraus „du erkennen wirst, wie die Geilheit sogar kein „Werkzeug zur Anreizung der Wollust verachtet, und „wie sinnreich sie ist, ihrem unzüchtigen Feuer Nah„rung zu schaffen. Ein gewisser Hostius übertraf „an Unkeuschheit alles, was man jemals auf der „Bühne gesehen und verabscheuet hat. Er war da„bey ein reicher Geizhals, ein Sklave von mehr als „tausend Sesterzien. Als ihn seine Sklaven umge„bracht hatten, achtete der göttliche August ihn nicht „für werth, seinen Tod zu rächen, ob er ihn gleich „nicht billigte. Er verunreinigte sich nicht allein „mit einem Geschlechte; sondern er war auf das „männliche eben so rasend als auf das weibliche. „Er ließ sich Spiegel verfertigen, die, wie ich sie in „dem vorhergehenden beschrieben habe, die Bilder „um vieles vergrösserten, und den Finger an Dicke „und Länge einem Arme gleich machten. Diese „Spiegel stellte er so, daß wenn er sich selbst von ei-

„nem seines Geschlechts mißbrauchen ließ, er alle „Bewegungen seines Schänders darinne sehen, und „sich an der falschen Größe des Gliedes, gleichsam „als einer wahren, vergnügen konnte. Er suchte „zwar schon in allen Badstuben die Muster nach dem „vergrösserten Maaßstabe aus; gleichwohl aber mußte „er seine unersättliche Brunst auch noch mit Lügen „stillen. Nun sage man mir, ob es wahr ist, daß „der Spiegel nur der Reinigkeit wegen erfunden „sey?" —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetschen. Er moralisirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein, und giebt sich alle Mühe, die Augen seiner Leser auf diesen Gegenstand recht zu heften. Man sollte schwören, er rede von dem freywilligen Tode des Cato, so feurig wird er dabey!

Ich will mich vielmehr sogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus fließen. Der göttliche Augustus, welcher hier einen unzüchtigen Mann so verabscheuet, daß er auch seinen Tod, an den nichtswürdigsten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderischen Sklaven, nicht ahnen will, ist eben der August, dessen Liebling Horaz war. Nun mahlt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hostius; allein das was daran fehlt, ist auch so groß nicht, als daß es in dem Betragen des Augustus einen so merklichen Unterschied hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem Spiegel soll genossen haben, will man nicht blos weibliche verstehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anspornung ziemlich

voraussetzt. Man muß das männliche Geschlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich schon gezeigt habe, eine Ungereimtheit seyn soll. Begreift man es aber darunter, so ist Hostius dem Horaz nur noch in kleinen Umständen überlegen; und ihr Hauptverbrechen ist eins. Es ist eins, sage ich; und Augustus muß von sehr wankenden Grundsätzen gewesen seyn. Was konnte ihn antreiben, eben dasselbe Laster in dem einen zu verfolgen, und bey dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobspruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und diesen für purissimum penem zu erklären? Man sage nicht, die Vorzüge, die Horaz sonst, als ein schöner Geist besessen, könnten den August über diese Abscheulichkeit wegzusehen bewogen haben. August war der Mann nicht, der in Ansehung des Witzes die allzugroben Ausschweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigstens hat er es an einer ähnlichen Person, an dem Ovid nicht gewiesen.

Was soll ich von einer so klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die critische Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hostius unter dem August gelebt; man betrachte, daß der Name Hostius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwissenden dafür angesehn zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich schon übersetzt angeführt habe: specula ita disponebat, ut cum virum ipse pateretur, aversus omnes admissarii sui

motus in speculo videret; daß, sage ich, diese Worte von den oben angeführten: specula in cubiculo, scortatus ita dicitur hubuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur beynahe das Vorbild zu seyn scheinen; und wenn man alles dieses genau überlegt hat, so sage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten könnte, daß die streitige Stelle des Suetons, das Einschiebsel eines Abschreibers sey? Eines Abschreibers, der vielleicht bey einem andern, als bey dem Seneca gelesen hatte: zu den Zeiten des Augustus habe ein gewisser Hostius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war, als Horatius — — vor den Spiegeln seine unzüchtigen Lüste gestillt: eines Abschreibers, der ein verdienstliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieser Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erste, der diese Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erste bin, der die Stelle, die sie betrifft, für untergeschoben hält. Dacier hat sie in seiner Uebersetzung stillschweigend ausgelassen, und stillschweigend also verdammt. Baxter läßt sie in seiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: quae hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum inhonesta, verum etiam deridicula et ἀσυςατα videntur. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich das, was Baxter hier mit ganz trocknen Worten sagt, richtig erwiesen hätte.

Und zwar sollte es mir schon deswegen lieb seyn, weil die zweyte Art von Beweisen, die man von der Unkeuschheit des Horaz aus seinen eignen Schriften nimmt, ein großes verlieret, wann sie von der erstern nicht mehr unterstützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur schildert; daß die sinnlichen Gegenstände ihn nicht blos und allein, ja nicht einmal vorzüglich beschäftigen müssen; daß die Empfindungen, so wie sie die Natur selbst beleben, auch sein Gemälde beleben müssen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wollust unter allen diejenigen sind, welche sich der meisten Herzen bemächtigen, und sich ihrer am leichtesten bemächtigen; daß sie unter sich der mehresten Abänderungen fähig sind, welche alle Wollust, aber alle eine andere Wollust sind; daß der Dichter, so wie er hier seine meiste Stärke zeigen kann, auch hier seinen meisten Ruhm zu erwarten hat. Man räumt es ein. Also räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruh und Leben, Schlaf und Tanz besingen, und sie als die vornehmsten Güter dieses Lebens anpreisen darf; oder wenigstens gestehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm untersagen wollte, eines von den schönsten Feldern untersagen würde, wo er die angenehmsten Blumen für das menschliche Herz sammlen könnte. Ich rede von dem menschlichen Herzen, so wie es ist, und nicht wie es seyn sollte; so wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die strengsten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz schon viel gewonnen,

wenn der Dichter von der Liebe singen darf. Allein die Liebe, hat sie nicht jedes Jahrhundert eine andere Gestalt? Man hat angemerkt, daß sie in den barbarischen Zeiten ungemein bescheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerey züchtig und beständig gewesen ist? es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen sich Witz und Geschmack aus dem Bezirke der Künste und Wissenschaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war sie immer kühn, flatterhaft, schlüpfrigt, und schweifte wohl gar aus dem Gleise der Natur ein wenig aus. Ist es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton seines Jahrhunderts anzunehmen? Sie ist es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart seiner Zeitgenossen. — — Noch mehr also für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter seine eigne Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzählt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muß scheinen aus der Erfahrung und nicht aus der bloßen Einbildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle mögliche Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begriff machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig seyn könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie,

die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkürliche Vorstellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bey sich führt, und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beyfall zu haben, sich ihm gleich stellen. Weil sie nicht eher feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind; so muß er selbst ihnen zu gefallen verliebt seyn, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben; so muß ihm selbst eine Neära untreu geworden seyn, wann er die Natur und ihre Ausbrüche bey einer solchen Gelegenheit, schildern will.

Da man aber dieses weiß, oder wenigstens wissen könnte, schämt man sich denn nicht, alles im Ernste auf die Rechnung des Dichters zu schreiben: was er selbst, des künstlichen Blendwerks wegen, darauf geschrieben hat? Muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädchen geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrscht hier wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die erhabensten Gedanken, von Gott und Tugend vortragen; man wird sich wohl hüten, sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne, spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige, schnell soll der Mund von dem übergeflossen seyn, dessen das Herz voll ist.

Weg also mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moralischen Charakter desselben oft genug gemacht hat! Sie sind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweisen kann, und allzu oft wiederholt, werden sie endlich alle seine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer störrischen Seite zu weisen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat diese verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzosen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzosen den Preis davon? De la Chapelle fand mit seinen Liebsgeschichten des Catull und Tibull Nachahmer, so ein elender Schriftsteller er auch war. Doch habe ich es schon vergessen, daß es eben die elendesten Schriftsteller sind, welche die meisten Nachahmer finden? Nicht einer, sondern zwey wahrhafte Beaux-esprits, das ist, wahrhafte seichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigstens seyn, mit dem ein französischer Autor in Briefwechsel steht — — alle weibliche Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie sind ihm eine Reihe von willigen Schwestern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeschwärmt ist. Schon die Menge derselben hätte ihm das Abgeschmackte seines Unternehmens sichtbar machen können; allein eben dieselbe Menge macht er zu einem Beweise, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohne gleichen müsse gewesen seyn. Er erzwingt

überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unschuldigsten von der Welt sind, kleine scandaleuse Umstände, um seinen Erdichtungen eine Art von Zusammenhang zu schaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünschen der Freundschaft; der Freundschaft, sage ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorstellt, und sie durch das Exempel der Europa, keine ungewisse Reise anzutreten, ermahnet. Dieses ist der Inhalt der 27ten Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichste, was Horaz der Galathee darinne sagt, sind die Zeilen:

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor nostri, Galatea, vivas,

Was kann unschuldiger seyn, als diese Zeilen? Sie scheinen aus dem Munde eines Bruders geflossen zu seyn, der sich einer geliebten Schwester, die ihn verlassen will, empfiehlt. Doch was nicht darinn liegt, hat der Franzose hineingelegt; er übersetzt die Worte memor nostris vivas durch daignez toujours conserver le souvenir de ma tendrésse, und nunmehr ist es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz gewesen ist. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieser Ode setzen, „man weiß nicht, wer diese Galathee gewesen ist, „noch vielweniger ob sie Horaz geliebt hat“ — ihnen zum Trotze, sage ich, weiß er beydes. Galathee, sagt er, war ein gutes Weibchen, so wie sie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als sich mit Vertheidigung eines Platzes

aufhalten, von dem sie vorher sahe, daß er sich doch würde ergeben müssen. Ihre Leidenschaften waren sehr feurig, und die Heftigkeit derselben war in allen ihren Mienen zu lesen. Ihr Mund war von den häufigen Küssen, die sie zu empfangeu gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte sie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern so geschwind als möglich zu entern suchte; nur Schade, daß sie sich etwas mehr von ihm versprach, als kalte Versicherungen seiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe, selten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieses abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmste war, sich für seine Lieder, für die gewöhnlichen Werkzeuge seiner Rache in Sicherheit zu setzen, beschloß sie, Rom zu verlassen. Sie machte sich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzusuchen. —

Ist es erlaubt, solche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindesten Grund haben? doch ich will mich bey diesem Schriftsteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines großen Dichters so wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man sich nicht scheuet, es durch einen unsinnigen Roman zu verdunkeln, ist ein Beweis der allerpöbelhaftesten Art zu denken, und des allerelendesten Geschmacks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerley Frauenzimmer dem Namen nach, geschrieben zu haben scheinet, Widersprüche in die Augen fallen werden, die sogleich das Erdichtete der Gegenstände verrathen.

Mehr braucht es nicht, aus allen seinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie sie alle heißen, Wesen der Einbildung zu machen. Wesen der Einbildung, wofür ich beyläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm so besorgt sieht?

Aber ich will wohl also gar den Horaz zu einem Priester der Keuschheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur so viel für ihn erlange, daß man seine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele seines Witzes nicht zu Bekenntnissen seines Herzens macht. Ich dringe hierauf besonders deswegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüstlinge seiner Zeit los zu sprechen, und wenigstens die weichlichen Knaben, den Ligurin und Lyciscus, aus der Rolle seiner Buhlerinnen zu streichen.

Um es wahrscheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtere Vergnügen genossen habe, erinnre man sich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch bestraft. Man lese seine sechste Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Fœcunda culpæ secula nuptias
Primum inquinavere, et genus et domus;
  Hoc fonte derivata clades
  In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit schrecklichern Farben abschildern, als daß er sie

zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer daher geflossen sey? Nicht genug, daß er dieses Laster als Laster verfolgte, er bestrebte sich sogar es lächerlich zu machen, um seine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon sie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deswegen auf seine zweyte Satyre des ersten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verschonung der Matronen? Er beschreibt ihren Genuß unsicher, mit weniger Reiz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freygelassenen nicht zu befürchten habe. — Sollte also wohl der, welcher für die gesellschaftlichen Gesetze so viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Gesetze der Natur übertreten haben? Er kannte sie, diese Natur, und wußte, daß sie unsern Begierden gewisse Grenzen gesetzt habe, welche zu kennen eine der ersten Pflichten sey.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem
Quid latura sibi, quid sit dolitura negatum,
Quærere plus prodest, et inane abscindere soldo.

Ich kann es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieser Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig spricht: aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach seinem Geschmacke sey ihm der gewöhnlichste Weg der liebste. Es ist wahr: er sagt;

tument tibi quum inguina, num, si
Ancilla aut verna est præsto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es ist wahr, er setzt sogleich hinzu: non ego; Allein er schließt auch in den nachfolgenden Versen seine Begierde offenbar nur auf die erste ein, so daß er durch dieses Bekenntniß weiter nichts sagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Hæc ubi supposuit dextro corpus mihi lævum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das hæc, und bemerke noch dabey, daß Horaz die Natur so geliebt habe, daß er auch an dieser Hæc nicht einmal die Schminke und die hohen Absätze leiden wollen.

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer, welcher der Natur in solchen Kleinigkeiten nachgehet, sie in dem allerwichtigsten sollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laster, das die Mode gebilliget hat, so wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deswegen nicht dieses Laster selbst ausgeübt haben.

Er kann es im Herzen verdammen, ohne deswegen wider den Strom schwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht blos bey allgemeinen Entschuldigungen aufzuhalten scheine, so will ich mich zu einer von den Oden selbst wenden, die seine Knabenliebe, wie man sagt, beweisen. Ich wähle die erste des vierten Buchs. Sie ist an die Venus gerichtet, und von dem Dichter in einem Alter von fast fünfzig Jahren gesungen worden. Er bittet darinn die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, sondern sich vielmehr mit allen ihren Reitzungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlassen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten, und den lieblichsten Weihrauch bey festlichen Tänzen zu ihr aufsteigen zu lassen. Für ihn selbst schicke es sich nun nicht mehr, bey dem freundlichen Kampfe der Bücher, die Haare mit Blumen zu durchflechten, und allzuleichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab, und fügt durch eine ihm eigne Wendung hinzu:

Sed cur heu, Ligurine, cur
Manat rara meas lacryma per genas!
Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio;
Nocturnit te ego somniis
Jam captum teneo, jam velucrem sequor
Te per gramina Martii
Campi, te per aquas, dure, volubiles.

Was läßt sich zärtlichers gedenken, als diese Stelle? Wenn sie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch

wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie, wann es nichts, als eine Nachbildung des anakreontischen Bathylls seyn sollte? Ich will es entdecken, was mich auf diese Vermuthung bringt. Horaz sagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
Anacreonta Teium,
Qui persæpe cava testudine flevit amorem
Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir sie jetzt haben, werden etwa drey an den Bathyll seyn, welche aber alle von einem ganz andern Charakter sind, als daß ihnen das Flevit zukommen könnte. Diejenigen müssen also verloren gegangen seyn, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man sich für eine Vorstellung von denselben zu machen habe, so muß ich sagen, daß ich mir sie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von seinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kann der Grieche seine Liebe glücklicher daher geweinet haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer sie so glücklich daher geweint, wenn er das Muster seines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor sich gehabt hätte. Mit einem Worte also; Horaz, welcher allen griechischen Liederdichtern die schönsten Blumen abborgte, und sie mit glücklicher Hand auf den römischen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, sage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons so gerührt, daß er sie zu den seinigen zu machen beschloß. Man kann zwar, wie gesagt, das

Lied des Griechen nicht dagegen aufstellen, allein ich frage Kenner, welche die eigenthümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterscheiden vermögen, ob sie nicht lauter anakreontische in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß; und dieses noch um so viel deutlicher, da man schon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweisen kann. Man erinnere sich unter andern des achten, wo sich der Tejer im Traume sowohl mit schönen Mädchen als Knaben herumjagt. Man erinnere sich ferner des siebenten, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Gesträuche, durch Thäler und Flüsse vor sich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wann Horaz die beyden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat; so hat er sie wenigstens der Sappho abgesehen, die schon längst vor ihm das finstre Stillschweigen zu einem verrätherischen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche sie nur mit der Uebersetzung des Catull:

— — — nihil est super mi
Quod loquar amens.
Lingua sed torpet — — —

Wann nun also diese Nachahmung seine Richtigkeit hat, so habe ich mich weiter auf nichts, als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf diese nämlich, daß eine wahre Leidenschaft viel

zu unruhig ist, als daß sie uns Zeit lassen sollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, singt, so singt man es allezeit mit ursprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber diese angenommen, so ist auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdenn ruhig in seiner Stube gesessen, er hat die Züge der schönen Natur aus verschiednen Bildern mühsam zusammen gesucht, und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er sich selbst, aus einem kleinen Ehrgeitze, zum Subjecte annimmt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre so mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen schimpfliche Vermuthungen veranlasse.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas edlers nachbilden können, als die Symptomata eines so häßlichen Lasters? Und verräth denn nicht schon die Nachbildung desselben einen Wohlgefallen daran? Das erste gebe ich zu, das andre aber leugne ich. Er würde etwas edlers in der Liebe nachgebildet haben, wann zu seiner Zeit etwas edlers darin Mode gewesen wäre. Wäre dieses aber gewesen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuschereyen der platonischen Liebe, so könnte man doch daraus eben so wenig auf seine Keuschheit schließen, als man jetzt aus dem Gegentheile auf seine Unkeuschheit zu schließen befugt ist.

Wem aber alles dieses noch nicht genug ist, den Horaz von der Knabenliebe loszusprechen, den bitte ich, sich aus der Geschichte des Augustus noch folgender Umstände zu erinnern. Ich bitte

ihn, an das Gesetz de adulteriis et pudicitia, und an das Gesetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen ließ es sich dieser Kaiser seyn, ihre alte Kraft wieder herzustellen, um allen Ausschweifungen der Unzucht, die in den gesetzlosen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingerißen waren, vorzukommen. Das erstre Gesetz, welches lex Julia genennet ward, bestrafte die Knabenschänderey weit härter, als sie ein älteres Gesetz, lex Scantina, bestraft wissen wollte. Das zweyte verboth eben dieses Laster, in so ferne es schnurstracks mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts streitet, auf welche niemals ein Staat aufmerksamer war, als der römische. Man kann es bey dem Sueton (Hauptstück 34.) nachlesen, wie viel Mühe es dem August gekostet hat, mit Erneuerung besonders des letztern Gesetzes durchzudringen, und wie sorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man sich der Verbindlichkeit desselben zu entziehen suchte, verstopft hat. Nun muß man, entweder in das Wesen eines Hofmanns, welcher auch seine liebsten Leidenschaften unterdrückt, sobald er dem dadurch zu gefallen hofft, von welchem er all sein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen seyn, oder man muß glauben, daß Horaz ein schlechter Hofmann gewesen ist, wenn man ihn für fähig halten will, durch sein eigen Exempel die Verachtung der liebsten Gesetze seines Kaisers befördert zu haben. Seines Kaisers, den er selbst, an mehr als einem Orte, dieser heiligen Anstalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris;
Mos et lex maculosum edomuit nefas.

Laudantur simili prole puerperae:
Culpam pœna premit comes.

Alles dieses, sagt Horaz, sind die Vortheile der Regierung unsers August! Man versteht ihn aber sehr schlecht, wenn man das maculosum nefas für etwas anders annimmt, als für das Laster, von welchem hier die Rede ist. Auch diesem Laster folgte die Strafe auf dem Fuße nach; culpam pœna premit comes. Und Horaz sollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweisen, und den August selbst in gleiche Verdammniß werde setzen wollen. Es ist wahr, wie Sueton meldet, so hat man ihm in seinen jüngern Jahren verschiedne schändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effœminatum infectatus est; M. Antonius, adoptionem avunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius seine Feinde? Und sagt nicht Sueton selbst bald darauf: ex quibus sive criminibus sive maledictis infamiam impudicitiae facillime refutavit, et praesentis et posterae vitae castitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch seine Freunde nicht loszählen konnten: sie machten ihn aber, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, mehr zu einer Staatslist, als zu einer grenzenlosen Wollust. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione commissa; quo facilius consilia adversariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weiß, daß ein neuer August eben diesen Weg gieng, den er aber eben nicht aus der Geschichte brauchte erlernet zu haben.

Ich weiß nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man könnte sagen, Horaz habe sich der Knabenliebe schuldig gemacht, noch ehe August die Gesetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich gesehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er sich in den Ligurin verliebt stellte? Dieser Zeitpunkt fällt lange nach dem erstern, und wer weiß, welcher gute Geist den Horaz getrieben hat, ihn zu seiner künftigen Entschuldigung, so genau anzumerken. August hatte damals längst die Knabenliebe durch die schärfsten Gesetze aus dem Staate verbannt; aber sie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die sich gerne keinen Gegenstand entziehen lassen, an welchem sie ihren Witz zeigen können, war niemals sein Wille gewesen. Er konnte es allzuwohl wissen, daß in den Versen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menschlichen Geschlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurück sehe, was ich in dem Punkte der Unkeuschheit zur Rettung meines Dichters beygebracht habe; obschon ein wenig unordentlich, wie ich, leider, gewahr werde — — so glaube ich wenigstens so weit gekommen zu seyn, daß man aus dem untergeschobenen Zeugnisse nichts, und aus seinen eignen Gedichten noch weniger als nichts, schließen darf. Es bleibet vielmehr bey dem Urtheile des August: purissimus penis! Das letztere, weil er freylich wohl seinen Theil an den fleischlichen Ergötzungen mochte genossen haben; das erstere aber, weil er durchaus in den Grenzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweyten Beschuldigung, welche einen Römer, in so fern er ein Römer ist, fast noch mehr schimpfet, als die erste. Horaz soll ein feigherziger Flüchtling gewesen seyn, welcher sich nicht geschämt habe, seine Schande selbst zu gestehen. Man weiß, daß Horaz als er sich in Athen, seine Studien fortzusetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienste nahm. Die historischen Umstände davon sind zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten dürfte. Man weiß, wie unglücklich die Schlacht bey Philippis für den Brutus ausfiel. Sie ist es, an welche Horaz in der siebenden Ode des zweyten Buchs seinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
  Cum fracta Virtus et minaces
  Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekenntniß! rufen alle aus, die sich des Schimpfs erinnern, der sowohl bey den Griechen als Römern mit dem Verluste des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch sehen, ob sie diese Ausrufung nöthig haben?

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der sein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne gewesen seyn; daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzutapfer gewesen ist. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit ist, sich die Flucht durch eine unnöthige Last schwer zu machen, wenn man sie ein für allemal ergreifen muß. Alle diese

Entschuldigungen möchten zu allgemein seyn, und also nichts entschuldigen; ob ich gleich die erstre auf einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Mensch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er, gleich Anfangs, zu der Würde eines Tribuns. Ist es also nicht klar, daß Brutus persönliche Eigenschaften in ihm müße entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen ersetzen? Was konnten dieses aber für Eigenschaften seyn, wenn es nicht ein entschiedner Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst wären? Und rühmt er nicht in eben dieser Ode selbst von sich, daß er noch vor der Schlacht bey Philippis, sein Leben mehr als einmal in die Schanze geschlagen habe?

O saepe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieses für eine Prahlerey auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er seine Schande bekannt zu machen scheinet?

Doch wie gesagt, alle diese Ausflüchte sind mir zu klein. Wäre Horaz auch sonst noch so tapfer gewesen, so würde es ihn dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bey der wichtigsten Gelegenheit sein Muth verlassen hätte. Bey kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernstlichen Treffen davon fliehen, schickt sich wohl für einen Husaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen seinen Auslegern sehr schlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entschuldigen wissen, als durch die überlegene Macht des

August! die das Geständniß seiner Flucht aufs höchste zu einer feinen Schmeicheley machen, und dabey den Umstand des weggeworfenen Schildes als eine sichere Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es besser treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit bey dem Dio Caßius gelesen zu haben, (B. 47.) daß die Sieger nach der verlornen Schlacht bey Philippis die Flüchtigen zwar scharf verfolgten; daß sie aber keinen einzigen weder tödteten, noch gefangen nahmen, sondern sie blos, so viel als möglich zerstreueten, damit sie sich auf keine Art widersetzen könnten. — Was konnte mir also natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich sein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Ursach müsse weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja so geschwind eben nicht zu seyn, da weder Tod noch Gefangenschaft hinter ihm her waren. Mit dieser vorgefaßten Meynung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen.

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaube ich, der Scharfsinnigste eben nicht seyn, in diesen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geschichtschreiber seyn will. Auch darf man der Belesenste nicht seyn, um zu wissen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bey dem es eben nichts seltnes ist, daß ein Gott mitten in der Feldschlacht, einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt, und ihn

auf

auf diese Art seinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieser Art wären? Wie, wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu sagen verführt hätte, als er der strengen Wahrheit gemäß hätte sagen sollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müsse, als von der Wolke, in die ihn Merkur soll gehüllt haben?

Man erinnere sich also, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyrischen Dichter melden, welchen Horaz zu seinem vornehmsten Muster gemacht hatte. Dieser Grieche war so wenig ein bloßer Poet, daß er vielmehr die Poesie nur dessentwegen zu lieben schien, weil er durch sie seinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichsten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrschaft in Mitylene mit Gewalt an sich riß, und den ein Paar Sittensprüche, die noch so ziemlich sind, unter die Zahl der sieben Weisen gesetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein diesen seinem Feinde in die Hände fiel, sondern auch in einem Treffen, welches die Athenienser wider die von Lesbos gewannen, sein Leben mit der Flucht retten, und seine Waffen im Stiche lassen mußte. Man weiß, daß er diesen Umstand in seinen eignen Gedichten nicht verschwiegen hat, und ihn auch nicht zu verschweigen brauchte, weil er schon zu viel Proben von seiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieser Zufall hätte nachtheilig seyn können.

Die Athenienser hingen seine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieses war ein Beweiß, daß man sie für keine schlechte Beute müsse angesehen haben. — Vollkommen in diesem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum suorum sodalium nennet, genugsam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt gewesen seyn, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetischen Zug anzusehen? Für einen Zug, der seinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben sollte, mit welchem er so viel Aehnliches als möglich zu haben wünschte.

Kurz, die ganze siebende Ode des zweyten Buchs ist nichts als ein Scherz. Und was ist im Scherze gewöhnlicher, als daß man sich selbst eine ganz andre Gestalt giebt; daß sich der Tapfre als einen Feigen, und der Freygebige als einen Knicker abbildet! In diesen Verstellungen liegt nur allzu oft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frey zu sprechen ist. Vielleicht war er einer von denen, die sich bey Philippis am tapfersten gehalten hatten; vielleicht wußte er seine Thaten auf keine feinre und zugleich klügre Art zu erwähnen, als durch das Gegentheil. Ich sage: auf keine klügre Art; weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des August, sehr schlecht angestanden hätte, so gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob sie wohl, wenn sie an des Horaz Stelle gewesen wären, aus einer andern Ur=

sache etwas Schlechtes von sich würden gesagt haben, als um etwas desto rühmlichers darunter verstehen zu lassen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß das weggeworfene Schild eine poetische Verkleinerung seiner selbst sey! ist die zweyte Stelle, wo Horaz seines Soldatenstandes gedenkt. Sie befindet sich in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs, und also in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit historischer Umstände weit fähiger ist, als eine Ode. Was sagt er aber da von seiner Flucht? Nichts als:

> Unde simul primum me dimissere Philippi,
> Decisis humilem pennis, inopemque paterni
> Et laris et fundi paupertas impulit audax
> Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger scheint mir auf das Wort dimittere gehörig Achtung gegeben zu haben, und auch die Uebersetzer übersetzen es alle. Dimittere ist ein militärisches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bey den klassischen Schriftstellern, besonders den Geschichtschreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander lassen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleisteten Dienste. Nimmermehr kömmt dieses Wort einem Flüchtigen, geschweige einem, der seine Waffen im Stiche gelassen hat, zu. Beyde wurden nach der römischen

Kriegszucht gestraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieses letztere von sich sagt, muß er sich nicht eines weit bessern bewust gewesen seyn, als was er sich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verschiedne Sprachforscher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle sie gewußt und nicht nach seiner Scharfsinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er sagt unter dem Artikel dieses Griechen: „derjenige unter den lateini„schen Poeten, welcher dem Alcäus am ähnlichsten „ist, hat sowohl als er, in seinen Gedichten be„kannt, daß er sich mit Wegwerfung seiner Waf„fen, als eines den Flüchtigen ganz unnützen Din„ges, mit der Flucht aus der Schlacht gerettet habe. „Dem Archilochus begegnete vor dem Alcäus der„gleichen Zufall, und er bekannte ihn öffentlich. Ho„raz würde vielleicht in diesem Stücke nicht so auf„richtig gewesen seyn, wenn er nicht die großen „Beyspiele vor Augen gehabt hätte." Diese großen Beyspiele, hätte Bayle vielmehr sagen sollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig: sie machten ihn zum Selbstverleugner, welchem es nicht genug war, seinen griechischen Mustern in der Flucht ähnlich zu seyn, wenn er ihnen nicht auch in der schimpflichen Flucht gleichen sollte. Soviel er dadurch bey Unwissenden auf der Seite des tapfern Mannes verlor, so viel, und noch mehr, gewann er auf der Seite eines Freundes der Musen. Wenn er Tribun geblieben wäre, so würde ihm vielleicht das

Beyspiel des Epaminondas zu dem Wunsche bewogen haben, auf seinem Schilde zu sterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, so war das Beyspiel eines Alcäus für ihn reizender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu lassen, zwey Dichter die einerley Schicksal gehabt, könnten nichts anders, als auch einerley Geist haben.

Nichts ist daher abgeschmackter, als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieser Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, sagt er, an dem angeführten Orte, sollte man fast das Vorurtheil fassen, daß die geistigsten Odendichter eben nicht die tapfersten Soldaten sind. — — Das fast, ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas ungereimtes sagen, und zugleich auch nicht sagen will.

Je größer überhaupt der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfliessen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt seyn. Nur ein elender Gelegenheitsdichter giebt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nöthig hat, seinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er alles nach seiner Art verschönern muß, und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weiß, daß blöde Augen ein Bekenntniß seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt.

Noch weit schwerer, oder vielmehr gar unmöglich ist es, aus seinen Gedichten seine Meynungen zu schließen, sie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen; es müßte denn seyn,

daß er die einen oder die andern, in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenstände, mit welchen er sich beschäftiget, nöthigen ihn, die schönsten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen, welchem Lehrgebäude sie eigen sind. Er wird nicht viel Erhabnes von der Tugend sagen können, ohne ein Stoiker zu scheinen; und nicht viel Rührendes von der Wollust, ohne das Ansehen eines Epikurs zu bekommen.

Der Odendichter besonders pflegt zwar fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten ist das ich sein eigen ich. Er muß sich dann und wann in fremde Umstände setzen, oder setzt sich mit Willen hinein, um seinen Witz auch außer der Sphäre seiner Empfindungen zu üben. Man soll den Rousseau einsmals gefragt haben, wie es möglich sey, daß er eben sowohl die unzüchtigen Sinnschriften, als die göttlichsten Psalme machen könne? Rousseau soll geantwortet haben: er verfertige jene eben sowohl ohne Ruchlosigkeit, als diese ohne Andacht. Seine Antwort ist vielleicht zu aufrichtig gewesen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird also nicht schon diese einzige Anmerkung hinlänglich seyn, alles was man von der Philosophie des Horaz weiß, zu widerlegen? Und was weiß man denn endlich davon? Dieses, daß er in seinem Alter, als er ein ernsthaftes Geschäfte aus derselben zu machen anfieng, auf keines Weltweisen Worte schwur, sondern das Beste nahm wo er es fand; überall aber diejenigen Spitzfindig-

keiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberühret ließ. So malt er sich in dem ersten Briefe seines ersten Buchs, an einem Orte, wo er sich ausdrücklich malen will. Alles, was man außer diesen Zügen hinzusetzet, sind die ungegründetsten Folgerungen, die man aus dieser oder jener Ode, ohne Geschmack, gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcus Deorum cultor etc. welches die vier und dreyßigste des ersten Buchs ist, sehen. Es ist unbeschreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube diese Materie nicht besser schließen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem Urtheile derjenigen überlassen will, welche Gelehrsamkeit und Geschmack verbinden. Hier ist die Ode, und zugleich eine Uebersetzung in einer so viel als möglich poetischen Prose. Ich glaube dieses wird besser seyn, als wenn die Poesie so viel als möglich prosaisch wäre.

34. Ode des ersten Buchs.

Parcus Deorum cultor et infrequens
Insanientis dum sapientiae
Consultus erro, nunc retrorsum
Vela dare atque iterare cursus
Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum,

Quo bruta tellus et vaga flumina
Quo Styx, et invisi horrida Taenari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis

Mutare et insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustilit; hic posuisse gaudet.

Uebersetzung.

„In unsinnige Weisheit vertieft, irrt ich „umher, ein karger, saumseliger Verehrer der Göt„ter. Doch nun, nun spann ich, den verlaßnen „Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel zurück.

„Denn sonst nur gewohnt die Wolken mit „blendenden Blitzen zu trennen, trieb der Vater „der Tage, durch den heitern Himmel, die don„nernden Pferde und den beflügelten Wagen.

„Auf ihm erschüttert er der Erde sinnlosen „Klumpen, und die schweifenden Ströme: auf ihm „den Styx und die nie gesehenen Wohnungen „im schrecklichen Tänarus, und die Wurzeln des „Atlas.

„Gott ist es, der das Tiefste ins Höchste zu „verwandeln vermag, der den Stolzen erniedrigt, „und das, was im Dunkeln ist, hervorzieht. Hier „riß mit scharfem Geräusche das räuberische Glück „den Wipfel hinweg, und dort gefällt es ihm, ihn „anzusetzen.

* * *

Es wird nöthig seyn, ehe ich mich in die Erklärung dieser Ode einlasse, einige grammatikalische Anmerkungen, zur Rettung meiner Uebersetzung, beyzubringen. Gleich in dem ersten Worte habe ich mir die Freyheit genommen, den Haufen der Ausleger zu verlassen. Parcus ist ihnen so viel als: rarus; selten. Und infrequens? Auch selten. So verschwenderisch mit den Worten ist Horaz schwerlich gewesen. Zwey Beywörter, die nur einerley sagen, sind seine Sache gar nicht. Dacier spricht parcus cultor Deorum bedeute nicht sowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der sie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor. Infrequens, sagt dieser Kunstrichter, ist ein sehr merkwürdiges Wort, dessen Schönheit man nicht genugsam eingesehen hat. Es ist eine Methapher, die von den Soldaten genommen worden, welche sich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiset dieses aus dem Festus, welcher mit ausdrücklichen Worten sagt: infrequens appellabatur miles qui abest, abfuitue a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Criticis gleichviel ist, ob sie ihren Schriftsteller etwas ungereimtes sagen lassen, oder nicht, wann sie nur ihre Belesenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man also die Worte: parcus Deorum cultor et infrequens übersetzen: ich, der ich die Götter ganz und gar nicht verehrte, und ihren Dienst oft unterließ, bey welchem ich gleichwohl wie der Soldat bey der Fahne hätte verharren sollen. Der geringste Sylbenhenker würde kein so widersinniges Climax ge-

macht haben — Aber was hat denn alle diese Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum soll denn parcus hier nicht heißen, was es fast immer heißt? Macht nicht karger Verehrer der Götter, einen sehr schönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwählung schlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine sehr unheilige Kargheit verrathen konnte? Das andere Beywort infrequens habe ich durch saumselig gegeben; selten aber würde vielleicht eben so gut gewesen seyn. Der Sinn, den ich ihm beylege ist dieser, daß es einen anzeiget, welcher sich selten in den Tempeln bey feyerlicher Begehung der Festtäge, und öffentlichen Opfern einfand. Wenn man die beyden Erklärungen annimmt, so wird man hoffentlich einsehen, daß Horaz nichts umsonst gesetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Ursachen kann unmöglich jemand anders, als er selbst wissen; doch vielleicht auch er selbst nicht einmal.

Bey der zweyten Strophe muß ich dieses erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunktion, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meisten Ausgaben haben das Komma nach dividens; so viel ich mich erinnere, der einzige Baxter setzt es nach plerumque, und beruft sich deswegen auf den Scholiasten. Baxter hat Recht, und wann er sich auch auf keinen Währmann berufen könnte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klärer Beyspiel finden könne, was für Zweydeutigkeiten die lateinische Sprache unterworfen sey, als das gegenwärtige. Horaz kann eben sowohl gesagt haben:

Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beydes aber kann er doch nicht zugleich gesagt haben, und man muß also dasjenige wählen, welches den ungezwungensten Verstand giebt. Nun ist es wohl keine Frage, ob es öfterer bey heiterm Himmel, oder öftrer alsdann donnert, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist? Soll also der Dichter nichts ungereimtes gesagt haben, so kann nur die erstere Auslegung Statt finden, welcher ich in der Uebersetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gerne gestehe, daß es sonst der Gebrauch des Horaz nicht ist, die Adverbia so nachzuschleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein Paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verschiedene Ausleger scheinen den letztern gemerkt zu haben, wann sie das plerumque zu per purum egit zögen, und suchen sich also durch besondere Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bey plerumque, hisce vero diebus einschieben; und Dacier giebt das plerumque durch souvent. Aber seit wenn hat es denn aufgehört, mehrentheils zu heißen? Und seit wenn ist es denn den Paraphrasten erlaubt, ganz neue Bestimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringsten Grund darinn haben?

In der dritten Strophe habe ich die Uebersetzung des Worts invisi und die Vertauschung der Beywörter zu rechtfertigen. Ich weiß wohl, daß den meisten Auslegern invisus hier, verhaßt, scheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deswegen lieber die allereigentlichste Bedeutung, nach welcher

es so viel als ungesehen ist, beybehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen αιδης habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebürge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ἀνηλιον, wie sie bey dem Lucian περι πενϑες beschrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil sie von keinem sterblichen Auge erblickt wird, ward sie ἀιδης genennet; und Horaz war Nachahmers genug, nach diesem Exempel seine invisum sedem horridi Tænari zu machen. Ich ordne hier die Beywörter so, wie ich glaube, daß sie natürlicher Weise zu ordnen sind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt und horridam sedem invisi Tænari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in seinem römischen Ohre eine beßre Wirkung that. Mir aber schien der ungesehene Tänarus im Deutschen zu verwegen, weil man glauben könnte, als sollte es so viel anzeigen, daß man dieses Vorgebürge niemals zu sehen bekomme. Ich stelle also dieses Beywort wieder dahin, wo es diese Zweydeutigkeit nicht verursacht, und der Stärke des Ausdrucks dabey nichts benimmt. Die Treue eines Uebersetzers wird zur Untreue; wann er seine Urschrift dadurch verdunkelt. Man sage nicht, daß alle diese Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von invisus annimmt. Ich weiß es; aber ich weiß auch, daß alsdann dieses Beywort mit dem andern horrida, eine vielzugroße Gleichheit bekömmt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beyde so nahe zusammen gebracht haben,

welcher die Beywörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leser ein besondres Bild in die Gedanken schildert. Die grause Höhle des scheuslichen Tänars, sagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es ist eben als wollte man sagen: die hohe Spitze des erhabnen Berges. — — Noch sollte ich mich vielleicht in dieser Strophe, wegen des atlanteus finis entschuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Uebersetzer seyn?

Nach diesen wenigen Anmerkungen, komme ich auf den Inhalt der Ode selbst. Fast alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darinn absage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine bessere Verehrung verspreche. — — Diese Erklärung scheinet dem ersten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war allgemein angenommen, bis Tanaquill Faber sie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieses Gelehrten, auch dessen Meynungen geheyrathet zu haben schien, trat seinem Schwiegervater bey, und erklärte die Ode für nichts anders, als kindisch und abgeschmackt, wann sie eine ernstliche Widerrufung seyn sollte. Er kam auf den Einfall sie zu einer Spötterey über die stoische Sekte zu machen; welches zu erweisen, er sie folgender Gestalt umschrieb. „Es „ist wahr, so lange ich den Lehren einer närrischen „Weisheit folgte, habe ich die Götter, nicht so, wie „ich wohl sollte, verehret. Ihr aber, ihr Herren „Stoiker, dringt mit so starken Gründen in mich, „daß ich gezwungen bin, auf andre Art zu leben, „und einen neuen Weg zu erwählen. Was mich

„in meiner Halsstarrigkeit befestigte, war dieses, „daß ich gewiß überzeugt war, der Donner könne „nichts als die Wirkung der Ausdünstungen seyn, „die sich in den Wolken zusammen ziehen, und sich „unter einander stoßen. Allein nunmehr beweiset „ihr mir, daß es oft am heitern Himmel donnert. „Hierauf nun habe ich nichts zu antworten, und „ich muß mit euch erkennen, daß Gott selbst, den „Wagen seines Donners durch den Himmel führt, „so oft es ihm gefällt, und die Blitze mit eigener „Hand wirft, wohin er will." — — Bis hieher fließt alles noch ziemlich natürlich; allein von den letzten fünf Versen gestehet Dacier selbst, daß sie mit seiner Auslegung schon etwas schwerer zu vereinigen sind. Horaz, sagt er, fängt in diesen letztern Zeilen an, ernstlich zu reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorsehung glaube. „Ich „weiß," soll des Dichters Meynung seyn, „daß Gott „diesen erniedrigen und jenen erhöhen kann. Aber „ich weiß auch, daß er diese Sorge dem Zufalle „und dem Glücke überläßt, welches mit scharfen „Geräusche dem Haupte des einen das Diadem ent„reißt, und das Haupt des andern damit krönet."

Der stärkste Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine so wichtige Ursache seiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verständigen seyn muß. „Man braucht, sagt „er, in der Naturlehre nur sehr schlecht erfahren zu „seyn, wenn man wissen will, daß kein Donner „ohne Wolken seyn könne; Horaz muß also noth„wendig die Stoiker nur damit lächerlich machen

„wollen, die den Epikurern wegen der Vorsehung „weiter nichts als ungefähr dieses entgegen zu setzen „wußten: ihr könnt, sagten die Stoiker, die Vorsehung nicht läugnen, wenn ihr auf den Donner „und auf seine verschiedene Wirkungen Achtung geben wollt. Wann nun die Epikurer ihnen antworteten, daß der Donner aus natürlichen Ursachen „hervorgebracht würde, und man also nichts „weniger als eine Vorsehung daraus beweisen könne: „so glaubten die Stoiker, ihnen nicht besser den „Mund zu stopfen, als wenn sie sagten, daß es „auch bey heiterm Wetter donnre; zu einer Zeit „also, da alle natürliche Ursachen wegfielen, und „man deutlich sehen könne, daß der Donner allerdings von den Göttern regiert werden müsse."

Dieses, wie gesagt, ist der stärkste Grund, womit Dacier seine neue Auslegung unterstützt; ich muß aber gestehen, daß mich seine Schwäche nicht wenig befremdet. Ist es nicht gleich Anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwissenheit oder aus List, die stoischen Beweise der Vorsehung ganz kraftlos verstellet? Diese Weltweisen beruften sich zwar auf die natürlichen Begebenheiten, und auf die weise Einrichtung derselben: niemals aber leugneten sie ihre in dem Wesen der Dinge gegründeten Ursachen, sondern hielten es vielmehr für unanständig, sich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derselben waren die gegründetsten und edelsten, die man je, auch in den aufgeklärtesten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweyte Buch der natürlichen Fragen des Seneca, wo er die Natur des

Donners untersucht. Aus dem 18. Hauptstücke desselben hätte Dacier genugsam sehen können, daß die Stoiker auch bey den Donnerschlägen am heitern Himmel die natürlichen Ursachen nicht bey Seite setzten, und daß purus aër im geringsten nicht alle Donnerwolken ausschließt. Quare et sereno tonat? heißt es daselbst; quia tunc quoque per crassum et siccum aera spiritus prosilit. Was kann deutlicher seyn? Seneca sagt dieses zwar nach den Grundsätzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts darwider; er billiget sie also. Eine Stelle aus dem 31. Hauptstücke wird es noch deutlicher machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches sey; mira fulminis, si intueri felis, opera sunt, nec quidam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch subtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulassen. Der Blitz, fährt er fort, zerschmelzt das Gold in dem Beutel, ohne diesen zu verletzen; desgleichen die Klinge in der Scheide, ob schon diese ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn sie unmittelbare Wirkungen derselben seyn sollten! Es ist wahr, die Stoiker glaubten sogar, daß der Donner das Zukünftige vorherverkündige. Aber wie glaubten sie es? So, daß sie Gott sehr ruhig dabey ließen, und diese Vorherverkündigung blos aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbere Begriffe damit verbanden, und glaubten, der Donner rolle nur

deswegen,

deswegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca nothwendig selbst einrücken. Hoc autem, sagt er in dem 32. Hauptstücke inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, interest. Nos putamus quod nubes collisae sunt, ideo fulmina emitti. Ipsi existimant, nubes collidi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant in ea sunt opinione, tamquem non quia facta sunt significent; sed quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, sive illis significare propositum est, sive consequens. Quomodo ergo significant nisi ad Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motae, ut nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumve fecerunt. Et illos, inquit, Deus movit. Nimis illum otiosum et pusillae rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit, ista nihil ominus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi ubique praemittens, ex quibus nobis quaedam familaria, quaedam ignora sunt. — — Cujus rei ordo est, etiam praedictio est.

Man überlege diese Stelle genau, und sage, ob es, dem Inhalt derselben zufolge, möglich sey, daß die Stoiker jemals so abgeschmackt gegen die Epikurer können gestritten haben, als sie Dacier streiten läßt. Ist es aber nicht möglich, so muß ja auch die vorgegebene Spötterey des Horaz, und mit ihr die ganze sich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es ist nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu setzen, ob es gleich etwas sehr leichtes seyn würde; besonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen, und aus der gewaltsamen Hineinpressung des Wörtchens sed vor hinc apicem, nehmen wollte.

Nach dieser Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieser Ode beybehalten wolle. Doch auch diese kann, meinem Ur-

theile nach, nicht statt finden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit gewesen, als daß er ihrer nicht öfter in seinen Briefen oder Satyren, wo er so unzählich viel Kleinigkeiten von sich einfließen läßt, hätte erwähnen sollen. Aber überall ist ein tiefes Stillschweigen davon. Auch das kann nicht erwiesen werden, daß Horaz gleich Anfangs der stoischen Philosophie solle zugethan gewesen seyn, welches doch seyn müßte, wann er sie cursus relictos nennen wollen. Außer diesen schon bekannten Schwierigkeiten, setze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philosophirten, hergenommen ist. Wenn es wahr ist, daß nach ihren Grundsätzen der Donner am umzognen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewieß, als der Donner am heitern Himmel; so kann Horaz den letzten eben so wenig im Ernste als im Scherze als eine Ereignung ansehen, die ihn den Stoikern wieder beyzutreten nöthige. Das erstere ist wahr, und also auch das letztere. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die stoische Weltweisheit nicht besser werde verstanden haben, als seine Ausleger?

Laßt uns eine beßre Meynung von ihm haben, und ihn wo möglich wider ihre unzeitige Gelehrsamkeit vertheidigen! Unzeitig ist sie, daß sie da Sekten sehen, wo keine sind; daß sie Abschwörungen und Spöttereyen wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrschen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieser Ode weder an die Stoiker noch an die Epikurer gedacht hat, und daß sie nichts ist, als der Ausbruch der Regungen, die er bey einem ausserordentlichen am hellen Himmel plötzlich entstandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man sage nicht, daß die Furcht vor dem Donner etwas so kleines sey, daß man sie dem Dichter schwerlich Schuld geben könne. Der natürlichste Zufall, wenn er unerwartet kömmt, ist vermögend, auch das männlichste Gemüth auf wenig Augenblicke in

eine Art von Bestürzung zu setzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer solchen kurzen Bestürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derselben in ein Paar Strophen aufzubehalten? Affect und Poesie sind zu nahe verwandt, als daß dieses unbegreiflich seyn sollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine sehr überflüssige Mühe seyn würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere sich, was uns Sueton von dem Augustus in dem 90. Hauptstücke seiner Lebensbeschreibung meldet. Tonitura et fulgura paulo infirmius expavescebat, ut semper et ubique pellem vituli marini circumferret pro remedio: atque ad omnem majoris tempestatis suspicionem in abditum et concameratum locum se reciperet. Wie gerne stellt sich ein Hofmann in allen Gesinnungen seinem Regenten gleich! Gesetzt also, Horaz habe sich nicht selbst vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht diese Schwachheit, dem August zu schmeicheln, angenommen haben? Es scheint mir als ob dieser Umstand auf die Ode ein gewisses Licht werfe, bey welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die sich besser fühlen, als umständlich zergliedern lassen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des August beybringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen ist? Ich will gleich voraussagen, daß sie ein wenig kühn seyn wird; aber wer weiß, ob sie nicht eben das Kühne bey vielen empfehlen wird? Als August, nach dem Tode des Cäsar von Apollonien zurück kam, und eben in die Stadt eintrat, erschien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Gestalt eines Regenbogens, rings um die Sonne; und gleich darauf schlug der Donner auf das Grabmahl der Julia, des Cäsars Tochter. Diese Ereignung ward, wie man sich leicht vorstellen kann, zum größten Vortheile des Augustus ausgelegt. Und wie, wann eben sie es wäre, auf welche

Horaz hier zielet? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kann nicht schon die Erzählung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieses vielleicht um so viel eher, je lieber es ihm bey seiner Zurückkunft, nach der Schlacht bey Philippis, seyn mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Parthey der Mörder des Cäsars abstehe. Wollte man diesen Einfall billigen, so müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben gestehet, den Cäsar und August, welchen er mehr als einmal diesen Namen giebt, verstehen; und die insanam insapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewissen Stücken, besonders wo die Freyheit mit einschlug, die Tugend bis zur Raserey übertrieb. Diese Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche sich besonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen, und von der Uebertragung der höchsten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verstanden wissen.

Ich will nichts mehr hinzu setzen, sondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erstere plane Erklärung, welche ohne alle Anspielungen ist, dieser andern weit vorziehe. Meine Leser aber mögen es halten wie sie wollen, wenn sie mir nur so viel eingestehen, daß nach der letztern, aus dem Parcus Deorum cultor et infrequens, wider die Religion des Horaz gar nichts zu schließen ist, nach der erstern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtschaffensten Theologen, in welchem er sich einen armen Sünder nennet, wider dessen Frömmigkeit zu folgern berechtiget ist. Das ist alles, was ich verlange.

Ich weiß, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beybringen könnte; ich weiß aber auch, daß man eben nicht alles erschöpfen muß.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim, 1729-1781

Gotth. Ephr. Lessings sämmtliche Werke Th. 5. Rettungen

Bd.: 20

Carlsruhe 1824

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.480(20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721544-0